Band 946 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Angst um Lucy



Band 946 • DM 2,20
Schweiz Fr 3,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Angst um Lucy

John Sinclair Nr. 946

von Jason Dark

erschienen am 20.08.1996

Titelbild von Tom Hallmann

Sinclair Crew

Angst um Lucy

Der Schrei des Kindes gellte mitten in der Nacht durch das Zimmer, als wollte er die Wände einreißen. Er brachte die Botschaft einer tiefen, schrecklichen Angst.

Er klang hoch, schrill und dumpf zugleich. Er war menschlich und unmenschlich, und Lucy Tarlington, die den Schrei ausgestoßen hatte, setzte sich ruckartig hin, geschüttelt von ihrer panischen Angst, die sie aus einem furchtbaren Alptraum hervorgerissen hatte.

Sie schaute sich um, aber da war nichts.

Oder doch…?

Auch Donna und Jack Tarlington hatten den Schrei gehört. Die Eltern der zehnjährigen Lucy hatten tief geschlafen, aber dieser schrille Laut war von den dicken Wänden des Hauses kaum gestoppt worden und hatte sie ebenfalls geweckt.

Zuerst Donna, die sich verwirrt aufrichtete und an einen Traum glaubte. Sie schaute sich um, sah das kleine Fenster, hinter dessen Scheibe die kalte Nacht lauerte, und entdeckte das klare Mondlicht.

Neben ihr bewegte sich Jack unruhig.

Donna schwang die Beine aus dem Bett. Ihre nackten Füße berührten den kalten Boden, und genau in diesem Augenblick hörte sie den Schrei abermals. Da wußte sie Bescheid. Nicht draußen hatte jemand geschrien, sondern im Haus, in ihrem eigenen Haus, und da gab es nur eine Möglichkeit. Lucy, die Tochter.

»Jack!« Donna warf sich herum und streckte den linken Arm aus.

Sie krallte sich an der Schulter ihres Mannes fest und schüttelte den Körper durch. »Jack, wach auf! Da ist was mit Lucy! Meine Güte, sie hat so schrecklich geschrien!«

Jetzt war auch Jack Tarlington voll da. Er schnellte hoch. Seine Frau hatte mittlerweile das Licht der Nachttischleuchte eingeschaltet, das sich um den Schirm herum wie eine gelblichweiße Insel ausbreitete.

»Was ist mit Lucy?«

Donna war schon aufgestanden und in ihre Hausschuhe geschlüpft. Sie rannte im Nachthemd zur Tür, ohne nach dem Bademantel zu greifen. Als die Hand bereits die Klinke berührte, sprach ihr Mann sie an. »Was ist mit Lucy?«

Donna drehte sich um. »Ich weiß nicht genau. Sie hat nur geschrien. Schrecklich geschrien.«

Der bärtige Jack Tarlington, der in seinem Bett sitzend wie ein übergroßer Waldschrat wirkte, bewegte sich plötzlich wie von einem Nadelstich getroffen. Jetzt gab es auch für ihn kein Halten mehr. Er rannte seiner Frau hinterher, stolpernd und barfuß. In der Eile hatte er vergessen, seine Schuhe anzuziehen.

Donna riß bereits die Tür zu Lucys Zimmer auf und fand ihre Tochter aufrecht und zitternd im Bett sitzen, das Gesicht aufgequollen. Lucy hatte geweint. Sie drehte den Kopf, sah ihre Mutter und streckte ihr wie ein Kleinkind die Arme entgegen. »Mummy«, flüsterte sie nur. »Mummy, du – du mußt mich beschützen…«

***

Minuten waren vergangen. Zu dritt hielten sich die Tarlingtons im Zimmer ihrer Tochter auf. Jack war zuvor gegangen und hatte die Bademäntel geholt, damit sie bei der Kälte nicht so froren.

Lucy hatte sich noch immer nicht beruhigt, trotz der heißen Milch, die ihr der Vater gekocht hatte. Das leere Glas stand auf dem

Fußboden, und Donna streichelte Lucy, während sie mit ruhigen Worten auf das Kind einredete. »Es ist alles wieder in Ordnung, du brauchst keine Angst zu haben.«

»Das sagst du so, Mummy. Aber es war schlimm.«

»Was war denn so schlimm?«

Lucy schluckte. »Der, der schreckliche – Vampir.« Mehr sagte sie nicht, es war auch gut so, daß sie schwieg, so konnte Donna ihrem Mann einen Blick zuwerfen und sah auch dessen Reaktion, denn Jack verdrehte nur die Augen, um anzudeuten, daß es nicht wahr sein konnte.

Auch Donna war der Meinung, aber sie wollte ihre Tochter nicht abschrecken oder als Lügnerin hinstellen, deshalb reagierte sie Lucy gegenüber diplomatischer. »Weißt du, mein kleiner Liebling, dieser böse Vampir ist tot. Auch die blutige Lucy gibt es nicht mehr, ebenso die anderen bösen Kreaturen. Ihr Kinder könnt wieder durch die Gassen laufen und Weihnachtslieder singen, denn das Böse ist verschwunden. Wie ein Spuk ist es verschwunden. Du kennst doch Mr. Sinclair, Bill Conolly, dann Suko und auch den alten Marek.«

»Ja, die kenne ich.« Lucy schnaubte in das Taschentuch.

»Siehst du, Schatz. Diese tollen Männer haben doch dafür gesorgt, daß es keine dieser bösen Gestalten mehr gibt. Du bist doch selbst dabei gewesen, nicht wahr?«

»Ja, im Turm.«

»Sehr gut, Lucy.«

»Aber das stimmt nicht.«

»Was meinst du denn damit?«

Lucy schniefte wieder. »Ich kann es dir nicht sagen, aber es stimmt nicht. Ich habe es ja gesehen, und es stimmt nicht. Es gibt ihn noch, und er hat mich gerufen.«

»Wen gibt es noch?«

»Diesen Riesen, diesen Vampir. Ich habe ihn doch gehört. Seine Stimme habe ich gehört.«

»Wo denn und wann denn?« fragte ihr Vater, der sich einen Stuhl geholt und sich gesetzt hatte. »Vielleicht im Turm?«

Lucy setzte sich im Bett etwas anders hin, um ihren Vater anschauen zu können. »Nein, nicht im Turm. Heute nacht.«

»Ach – hier?«

»Ja, als ich schlief. Da, da – hat er nach mir gerufen. Er hat geschrien, daß er mich holen will.«

Jack Tarlington schüttelte den Kopf, während Donna mit der flachen Hand über das blonde und leicht verschwitzte Haar ihrer Tochter strich. »Wir glauben dir, Lucy, keine Sorge. Wir sind ja bei dir, und wir wollen gemeinsam darüber sprechen, was du gehört hast. Wir glauben aber nicht, daß dich ein Vampir gerufen hat. Das kann doch

nicht sein. Er ist tot, richtig tot, die Männer haben ihn – na ja, du weißt schon.« Sie wollte das Wort vernichtet nicht aussprechen.

Lucy nickte. »Das habe ich ja auch alles gesehen, und das weiß ich, Mummy.«

»Na siehst du.«

»Trotzdem hat er mich gerufen. Seine Stimme war so schrecklich, so grell, ich habe große Angst bekommen. Ich war wohl nicht mehr allein, etwas hockte auf meiner Brust wie ein dicker Klumpen. Ich konnte erst nicht schreien, dann aber habe ich es geschafft, und davon seid ihr wach geworden.«

»Das stimmt.«

»Hast du auch jemanden in deinem Zimmer gesehen, bevor wir beide kamen?« fragte Jack.

»Hör doch auf!« zischte Donna.

»Nein, habe ich nicht.« Lucy schaute zum Fenster. »Auch da war es einfach zu dunkel.«

»Ja, das glaube ich dir.«

»Aber er kommt, Dad!«

»Nein, Lucy, er kann nicht mehr kommen, begreif das doch!«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern und drückte ihren Kopf gegen den Arm der Mutter.

»Mein Liebling, weißt du was? Du brauchst heute nacht nicht allein zu schlafen. Wir werden dich mit zu uns nehmen. Wie früher, weißt du noch?«

»In euer Bett?«

»Klar doch.«

Lucy wirkte wie erlöst. Sie lächelte plötzlich. Ihre Augen glänzten, sie schlang die Arme um den Nacken ihrer Mutter und drückte sie so fest an sich wie möglich.

Donna faßte sie unter, stand auf und hob ihre Tochter an. Mit Lucy auf den Armen ging sie auf die Tür zu und verließ das Zimmer, in dem sich Jack noch eine Weile umschaute. Das Licht war gut genug, um alles sehen zu können. Der kleine Schreibtisch, von ihm selbst gebaut, das Bett, die Kiste mit dem Spielzeug, wobei das meiste daneben lag, der Recorder, in dem noch eine Märchenkassette steckte, die bunten Bücher im Regal über dem Bett, dann das Bett selbst, dessen Decke Lucy heftig zurückgeschlagen hatte.

Jacks Blick fiel auf das zerknautschte Kopfkissen, und er sah sofort die beiden dunklen Punkte.

Jack beugte sich vor.

Rote Punkte.

Seine Augen wurden starr. Plötzlich klopfte sein Herz viel schneller, und er wußte Bescheid.

Auf dem hellen Laken zeichneten sich zwei kleine Blutflecken ab!

***

Plötzlich wurde ihm kalt, aber nicht wegen der Temperaturen, sondern von innen her. Diese beiden winzigen Tropfen auf dem Kopfkissen hatten für diesen Tiefschlag gesorgt. Er konnte sich nicht vorstellen, wie sie dort hingekommen waren, aber die Logik sagte ihm dann, daß es nur das Blut seiner Tochter sein konnte.

Normalerweise hätte er sich deshalb keine großen Sorgen gemacht; es kam immer mal vor, daß sich jemand während eines Alptraums die Haut aufkratzte und kleine Wunden hinterließ. Deshalb brauchte man sich keine Gedanken zu machen. Das war die eine, die normale Seite.

Es gab aber noch eine zweite.

Lucy hatte diesen fürchterlichen Traum erlebt, und es war in der letzten Woche etwas Ungeheuerliches in ihrem kleinen Ort geschehen. Vampire hatten ihn überfallen, angeführt von der blutigen Lucy und von einem mächtigen Vampir-Phantom.

Vier Männer waren angetreten, um diese Pest zu stoppen, und sie hatten es auch geschafft. Tatsächlich geschafft?

Plötzlich kamen dem Mann Zweifel. Er konnte sie selbst nicht begründen, sie waren einfach vorhanden und wirkten in seinem Innern wie Gift, das jemand hineingespritzt hatte. Es breitete sich nun aus und überschattete sein Denken.

Lucy hatte also geträumt. Aber hatte sie das wirklich? Oder war sie in einen Zustand hineingeraten, der dazwischen lag. Eben zwischen Traum und Wachsein. Gab es diesen Zustand überhaupt? Waren ihre Träume Realität geworden?

Jack mußte zugeben, daß ihn die Entdeckung der Blutflecken verunsichert hatte. Aber auch die Ereignisse der Vergangenheit machten ihm schwer zu schaffen, denn was er in der vergangenen Woche durchlitten hatte, das hätte er in seinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten. Früher zumindest. Das war einfach grauenhaft gewesen, furchtbar, nicht zu fassen, unmöglich, und doch war es geschehen. Und nicht nur er wußte davon, mittlerweile hatten es alle Bewohner von Lianfair erfahren. Sie wußten auch, in welcher Gefahr ihre Kinder und letztendlich sie geschwebt hatten.

Das Unheil war in Gestalt dämonischer Wesen über sie gekommen, angeführt von einer Person, die selbst einmal vor mehr als hundert Jahren hier in Lianfair gelebt hatte und als blutige Lucy zur Dorflegende geworden war. Sie war nicht tot gewesen, sie war zurückgekehrt, mit ihr die verfluchten Vampire aus Rumänien. In dieses Land hatte sie sich nach ihrem Verschwinden zurückgezogen und dann einfach eine so lange Zeit gewartet.

Vieles paßte von der normalen Logik her nicht zusammen, aber es war nun mal geschehen. Zwar war es jetzt Erinnerung, sie aber steckte noch frisch in den Köpfen der Menschen, und erst recht die Familie

Tarlington war davon betroffen.

Jack hatte auf dem Bett gesessen, um sich die beiden Flecken genauer anzuschauen. Jetzt aber stand er auf. Er sagte sich, daß es völlig harmlos war, ganz harmlos, ein aufgekratzter Pickel, aber tief in seinem Gehirn formierte sich ein Widerspruch, ohne daß er es eigentlich wollte.

Diese beiden Flecken hatten dicht beisammen gelegen. Sehr dicht sogar. Wie von jemandem gezeichnet oder hinterlassen. Und sie waren nicht verschmiert gewesen.

Jack ertappte sich bei dem Gedanken, daß er seine Tochter im Gesicht und auch am Hals untersuchen wollte, besonders am Hals. Der Gedanke schockte ihn arg, denn er wollte das große Grauen nicht noch einmal erleben. So etwas würde er kaum verkraften können, vor allen Dingen dann nicht, wenn er und seine Familie direkte Betroffene waren.

Die Tür zum Kinderzimmer hatte seine Frau nicht geschlossen, deshalb hörte er auch ihre Stimme über den Flur hallen. »Kommst du, Jack, oder ist noch was?«

Er löschte das Licht und ging zur Tür. »Ich komme gleich, Donna. Ich muß noch mal nach unten.«

»Ist gut. Schau dich lieber im Haus um.«

Das tat Jack nicht. Er ging nur in die Küche und ließ seinen ersten Vorsatz sausen, das Licht einzuschalten. Er wollte in der Dunkelheit bleiben, weil er sich durch sie einigermaßen geschützt fühlte und selbst auch beobachten konnte.

Im Dunkeln ging er zum Kühlschrank, zog die Türe auf und holte die Flasche Gin hervor. Er kippte etwas davon in ein Wasserglas, trank die Hälfte und trat dann, das Glas in der Hand haltend, in die Nähe des Fensters, um nach draußen zu schauen, wo sich der Winter mit seiner eisigen Kälte eingenistet hatte. Nach Mitternacht sanken die Temperaturen noch tiefer, als wollten sie auch den Rest von Leben draußen erstarren lassen.

Eine Welt wie eingefroren. Kalt. Voller Eis. Hätten Vampire eine Seele gehabt, wäre es bei ihnen nicht anders gewesen. Ebenfalls eisig und kalt, ohne den Funken eines Gefühls.

Vampire, immer wieder Vampire. Er kam von diesen Bestien einfach nicht los. Sie beherrschten sein gesamtes Denken, denn ihr Auftauchen hatte sein und das Weltbild seiner Mitmenschen hier oben in Lianfair durcheinandergebracht.

Es war nichts mehr so wie früher. Die Blutsauger hatten die Grenze zwischen der Legende und der Realität überschritten. Sie waren in die Wirklichkeit eingedrungen, und nicht nur so, sondern voller Pläne, mit einem gefährlichen Background versehen, wie er ebenfalls hatte erleben müssen.

Sogar in seiner eigenen Verwandtschaft hatte dieser Keim gesteckt. Lucy Tarlington, die blutige Lucy und Urahnin, war dafür das beste Beispiel.

Durch sie war der Horror gekommen. Aber er hatte auch die Menschen angelockt, die ihn letztendlich gestoppt hatten. Zumindest war Jack Tarlington bis heute davon überzeugt gewesen. Nun dachte er anders darüber. Er wollte nicht behaupten, daß die Blutsauger zurückgekehrt waren, aber das Verhalten seiner Tochter bereitete ihm schon Sorgen, ebenso wie die beiden rätselhaften Blutflecken auf dem Kissen.

Jack griff nach dem Glas und trank wieder einen Schluck. Der Gin schmeckte ihm nicht besonders. Er wußte selbst nicht, weshalb er sich den Doppelten eingeschenkt hatte. Mitten in der Nacht trank er sonst nicht, aber heute hatte es sein müssen.

Er trat noch dichter an das Fenster heran und spürte die Kante der Bank, die sich gegen seine Beine drückte. Sein Atem hatte auf der Scheibe einen leichten Beschlag hinterlassen. Er schaute über dessen oberen Rand hinweg und stellte fest, daß es eine sehr helle Nacht geworden war. Es lag am Vollmond, der sich seinen Platz am wolkenlosen klaren Himmel ausgesucht hatte, bewacht von zahlreichen Sternen. Sie und er schickten das kalte platinhafte Licht auf die Erde, das das kahle Baumgeäst berührte und die Bäume so aussehen ließ wie erstarrte Monstren.

Nichts bewegte sich. Im Dorf war es ebenfalls finster. Die wenigen Laternen streuten zwar ihren Schein ab. Der aber schien sich zusammengezogen zu haben, als wollte er so der Kälte Tribut zollen und sich langsam verkriechen.

Es bewegte sich nichts. Die Kälte hatte alles starr werden lassen.

Kein Hund, keine Katze hetzte durch die Dunkelheit. Auch die Tiere hatten sich in wärmere Regionen verkrochen.

Deshalb fiel ihm die Bewegung sofort auf.

Jack, der den letzten Schluck hatte nehmen wollen, bewegte sich nicht mehr. Was draußen ablief, war interessanter. Nicht weit von ihm entfernt wurde die Dunkelheit zwar nicht gerade aufgerissen, aber etwas durchschnitt sie in einer Art und Weise, mit der Jack Tarlington nicht zurechtkam. Eine Wolke war es nicht. Sie glitt auch nicht so schnell weiter. Ein Schatten, sehr dunkel, auch sehr mächtig, und er schwang in einem bestimmten Rhythmus von oben nach unten, als hätte jemand ein Tuch von oben herab zu Boden flattern lassen, das allerdings durch eine bestimmten Windstoß aus der Richtung geworfen wurde und deshalb einen anderen Weg nahm.

Ein Vogel.

Nein, kein Vogel.

Jack suchte nach einem Vergleich. Seine Gedanken bewegten sich

schon zum Meeresgrund hin. Er dachte an einen fliegenden Rochen.

Zumindest was die Form anging, war er nicht zu weit entfernt, aber Rochen segelten nicht durch die Luft, das waren andere Tiere.

Vögel!

Raubvögel!

Nein, sie flogen schneller. Jack wunderte sich mittlerweile, daß dieser komische Vogel oder Schatten sogar in seinem Blickfeld blieb.

Auch wenn er hin und wieder verschwand, er kehrte sehr schnell zurück, behielt nie die gleiche Höhe bei, stieg mal auf und segelte dann wieder tiefer.

Jack war am Fenster stehengeblieben. Er hatte die Augen verdreht, um sich nichts entgehen zu lassen. Er wollte dieses Flatterding verfolgen, das sicherlich kein Raubtier war, darauf hatte er sich mittlerweile eingestellt.

Kein Raubvogel, etwas anderes. Längst hatte er eine Gänsehaut bekommen. Er spürte auch den Druck in seiner Brust – und zuckte zurück, als das Ding plötzlich ziemlich dicht an der Scheibe vorbeihuschte. Für eine winzige Zeitspanne glaubte er, etwas Glühendes, Rotes gesehen zu haben. Es konnte auch ein Irrtum sein, ebenso wie das Kratzen draußen an der Scheibe, das durch die Berührung einer Schwinge verursacht worden war. Dann war das Wesen verschwunden und kehrte in der nächsten Minute auch nicht wieder zurück.

Tarlington war ziemlich fertig. Er wußte es nicht genau, konnte sich aber vorstellen, daß sein Haus und damit auch seine Familie von einem derartigen Wesen beobachtet wurde.

Kein Vogel, auch kein fliegender Rochen, aber ein Ding mit breiten Schwingen.

Dafür mußte es eine Erklärung geben. Er erinnerte sich plötzlich daran, wie er und zwei Freunde den alten Leuchtturm vor einigen Monaten betreten hatten, um seine Baufälligkeit zu studieren.

Da war es dann passiert. Sie hatten die dort hausenden Fledermäuse aufgeschreckt, die in wilder Flucht entwischt waren.

Fledermäuse!

Plötzlich hatte er den Einfall. Dieser riesige Schatten dort draußen hatte ihn an eine Fledermaus erinnert. War es nicht so, daß Vampire auch als Fledermäuse auftraten? Den alten Regeln nach waren sie zumindest in der Lage, sich in derartige Tiere zu verwandeln. Dabei brauchten sie nicht unbedingt klein zu sein, sie konnten eine ordentliche Größe annehmen.

Dann gab es einen dieser Vampire wohl doch. Er war entkommen und hatte sich nur in seiner anderen Gestalt gezeigt.

Nein, übel wurde Jack nicht, aber ihm schlug es doch irgendwie auf den Magen. Die Kälte hatte sich auf seinem Rücken festgesetzt.

Er hauchte die Scheibe an und legte sogar seine Hand gegen das Glas, wo ein Abdruck zurückblieb.

Sie waren nicht alle vernichtet worden. Sie existierten noch. Die vier Helfer hatten sich geirrt. Es gab sie, vorausgesetzt, seine Augen hatten ihm keinen Streich gespielt. Daran aber wollte der Mann nicht glauben, er war zudem nicht betrunken gewesen.

Sehr langsam ging er zurück und blieb am Küchentisch stehen. Im Haus war es still, aus der oberen Etage hörte er keine Geräusche.

Donna und Lucy schliefen sicherlich schon. Sie wussten nicht, was er in den letzten Minuten gesehen hatte. Jack überlegte, ob er seiner Frau überhaupt davon berichten sollte.

Nur ging es nicht um sie, sondern um Lucy.

Sie hatte geträumt, schrecklich geträumt. Und auf ihrem Kopfkissen hatte er die beiden Blutflecken entdeckt. Er konnte daraus schließen, daß sie von einem Vampir besucht worden war, obwohl er daran auf keinen Fall denken wollte, weil es ihm einfach zu irreal vorkam.

»Jack, kommst du? Oder willst du den Rest der Nacht unten in der Küche verbringen?«

Er lächelte. Donna machte sich Sorgen. Klar, er hätte auch so gehandelt. »Bin schon unterwegs«, antwortete er und hatte die Küche bereits verlassen.

»Das ist gut.«

Tarlington stieg die Stufen der Treppe hoch wie ein Greis. Er sah das schwache Licht oberhalb der Treppe im Flur. Seine Frau hatte wahrscheinlich die Tür nicht geschlossen und die Lampe im Schlafzimmer eingeschaltet. Er erhielt die Bestätigung, als er in der offenen Tür stehenblieb und den leisen Schrei seiner Frau hörte.

»Was hast du denn?«

»Gott!« Donna preßte eine Hand gegen ihre linke Brust. »Was hast du mich erschreckt! Du siehst aus wie eine unheimliche Gestalt, die den Alpträumen entsprungen ist, wenn du da in der Tür stehst.« Sie schüttelte sich. »Meine Nerven sind wohl nicht mehr die besten«, erklärte sie. »Kein Wunder nach den Vorkommnissen.«

»Es war nur ein Traum«, sagte er leise. Die Worte hatten wenig überzeugend geklungen. Jack setzte sich auf seine Betthälfte und zog den Bademantel aus. Er schaute dabei zu den beiden kleinen Vierecken der Fenster, doch dahinter bewegte sich nichts. Dieser unheimliche Bote schien endgültig das Weite gesucht zu haben.

Langsam ließ sich Jack zurücksinken und drehte sich dabei um.

Donna hatte das Licht noch nicht gelöscht, und so sah er seine Tochter, die zwischen ihnen lag und von der Mutter hoch zugedeckt worden war, so daß nur ihr Kopf hervorschaute.

Lucy hatte sich wieder beruhigt. Es war ihr auch gelungen, wieder Schlaf zu finden, was einem Erwachsenen wohl kaum möglich

gewesen wäre, aber Kinder waren da eben anders.
Jack dachte wieder an das Blut.
Er drehte sein Gesicht Lucy zu und konnte sie jetzt besser anschauen. Donna lag in der anderen Hälfte des Ehebetts auf dem Rücken und schaute gegen die Decke, noch umflort vom warmen Schein der Lampe. Solange sie ihr Licht abgab, konnte sich Tarlington um eine Sache kümmern, die er seiner Frau verschwieg.
Er tat so, als wollte er seine Tochter streicheln, was er auch machte.
Zugleich allerdings schob er die Bettdecke vorsichtig von ihrem Kopf weg, damit der Hals freilag. Wenn das Blut auf dem Kissen von seiner Tochter stammte, dann mußte sie auch die entsprechenden Einstiche haben.
Es war furchtbar für Jack, so zu denken und auch so zu handeln.
Vor allen Dingen so zu tun, als wäre alles normal, aber eine andere Möglichkeit sah er nicht.
»Was tust du da, Jack?«
»Ich streichele Lucy.«
»Sie schläft doch.«
»Trotzdem, ich stelle mir vor, daß sie es spürt. Tief in ihrem Unterbewußtsein merkt sie es bestimmt. Sie weiß, daß wir sie lieben, Donna, das weiß sie bestimmt.«
»Das denke ich auch.«
Jack schielte zu seiner Frau hinüber. Sie aber lag auf dem Bett und schaute weiterhin gegen die Decke. Wenn er sich nicht irrte, hatte sie dabei nachdenklich die Stirn gerunzelt.
Er fand keine Verletzungen am Hals seiner Tochter. Die Haut war glatt, denn auch unter seinen Fingerkuppen spürte er nichts.
Wunderbar. Dann mußten die beiden Blutflecken auf dem Kissen einen normalen Grund gehabt haben und keinen so schrecklichen oder perversen. Anders konnte man es nicht bezeichnen.
Er atmete tief und hörbar aus.
»Hast du was, Jack?«
»Nein, warum?«
»Du hast dich so seltsam angehört. Wie jemand, der erleichtert ist, weil er mit etwas anderem gerechnet hatte.«
Jack überlegte, ob er seiner Frau die Wahrheit sagen sollte, er ließ es dann bleiben und faßte den oberen Saum des Oberbetts an, als er ein letztes Mal mit der rechten Hand über den Hals seiner Tochter hinwegglitt, und zwar etwas tiefer und mehr zur Schulter hin.
Da spürte er die beiden Erhöhungen. Winzig wie Pickel, aber sie waren vorhanden.
Also doch! Mein Gott, er hat sie erwischt! schoß es ihm durch den Kopf. Jack spürte, wie die Röte in sein Gesicht stieg. Er hatte den Eindruck, den harten Druck des Tränenwassers hinter seinen Augen zu

spüren. Mühsam preßte er die Lippen zusammen und zog seine Hand vorsichtig vom Hals der Tochter weg.

Auf der anderen Seite des Betts bewegte sich Donna. Sie wandte sich ihrem Mann zu. Er konnte ihr nicht entgehen, denn sie griff über die schlafende Lucy hinweg und bekam ihn an der Schulter zu fassen, wo sie ihn auch festhielt.

»Jack, was hast du?«

Er atmete schwer, noch immer unter dem Zweifel leidend, ihr die Wahrheit zu sagen oder nicht. »Es ist nichts.«

»Doch, Jack, doch.«

»Wirklich nicht…«

»Du hast getrunken.«

»Ja«, sagte er, froh darüber, daß Donna das Thema gewechselt hatte. »Ich habe mir einen doppelten Gin eingeschenkt. Den brauchte ich einfach, verstehst du?«

»Ist schon okay. Dich hat Lucys Schrei sehr mitgenommen.«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Und?«

»Nichts mehr, Donna. Es ist, ich meine, es ist alles wieder zurückgekehrt. Du weißt schon, was ich meine.«

Er sah sie im Bett nicken. »Ja, das weiß ich. Und ich will dir ehrlich sagen, daß ich ebenfalls Angst um Lucy habe. Als du unten in der Küche warst, habe ich hier mit offenen Augen gelegen, auch froh darüber, daß Lucy eingeschlafen war, aber ich selbst konnte nicht schlafen, selbst wenn ich es gewollt hätte. Ich mußte immer daran denken, was uns widerfahren war. Ich habe gedacht, daß das Ende erreicht ist, nur das glaube ich nicht mehr.«

»Was macht dich denn so sicher?«

»Es ist irgend etwas zurückgeblieben, Jack, das spüre ich sehr deutlich. Etwas kreist uns ein und kommt näher. Immer näher, immer dichter. Wir haben mit einem Makel zu leben. Aus unserer Familie stammt die blutige Lucy, und unser Kind heißt ebenfalls Lucy. Deshalb habe ich Angst um unsere Tochter.«

»Ich auch, Donna.« Jack faßt über Lucy hinweg und suchte die Hand seiner Frau, die er umschloß. »Wir müssen fest zusammenhalten, Donna, sehr fest sogar. Wir dürfen uns nicht entzweien. Es ist nun mal unser Schicksal, daran kommen wir nicht vorbei.«

»Ja, du hast recht.« Donna bewegte sich und schaltete das Licht aus. Die Dunkelheit fiel über dem Zimmer zusammen. Sie hätte es noch gern brennen lassen, aber sie hatte auch gespürt, dass Lucy sich unruhig bewegte, und sie wollte nicht, daß ihre Tochter erwachte.

Richtig finster wurde es nicht im Zimmer. Draußen war es durch das Mondlicht einfach zu hell. Es verlieh dem Schlafzimmer diese ungewöhnliche Atmosphäre. Es löste die Umrisse der Möbel aus der

Dunkelheit und ließ den breiten Schrank an der Seite aussehen wie ein wuchtiges Ungeheuer.

Das Ehepaar hielt sich noch immer an den Händen gefaßt. Jeder versuchte einzuschlafen, doch keiner von ihnen schaffte es. Zu viel war in der letzten Zeit passiert und auch in dieser ungewöhnlichen Nacht, so daß sie kein Auge zubekamen.

Schließlich unterbrach Donna das Schweigen. »Warum hat Lucy geschrien, Jack, warum?«

»Ich weiß es doch nicht«, flüsterte er. »Du hast mit ihr zusammen im Bett gelegen, während ich unten in der Küche war. Hast du nicht mit ihr gesprochen?«

»Nein. – Oder ja.«

»Was denn nun?«

»Ich habe es natürlich versucht, denn ich ging davon aus, daß sie sich bei uns im Bett sicherer fühlen würde, was aber wohl nicht der Fall war.«

»Konnte sie sich nicht erinnern?«

»So ist es.«

»Oder wollte sie es nicht?«

»Das weiß ich nicht, Jack.«

Ihm fielen keine Fragen mehr ein, die er unbesorgt hätte stellen können, deshalb schwieg er. Auch Donna redete nicht. Sie lagen schweigend rechts und links von Lucy, und ihre Arme bildeten auf ihrem Körper eine Brücke.

Keiner von ihnen wußte genau, wieviel Zeit vergangen war, als Donna leise sage: »Da ist doch noch etwas gewesen, Jack.«

»Wieso? Was soll gewesen sein?«

»Das frage ich dich.« Ihre Hand zuckte in der seinen. »Ich habe das Gefühl, daß du mir etwas verschweigst.«

»So?«

»Sicher, Jack. Ich kenne dich, ich kenne dich lange genug. Du bist sonst robuster. Du mußt etwas entdeckt haben, das dich aus der Fassung gebracht hat. Jetzt versuchst du mit aller Gewalt, es mich nicht merken zu lassen, aber du irrst dich. Ich habe schon ein gewisses Feingefühl, das solltest du wissen. – Ich kenne dich.«

»Sicher, wir können uns nichts vormachen.«

»Und da das so ist, möchte ich von dir wissen, was du mir verschweigst. Was ist vorhin geschehen?«

Tarlington seufzte. Er wußte nicht, was er seiner Frau sagen sollte.

Den Blick hielt er auf die beiden kleinen Fenster gerichtet. Hinter den Scheiben lauerte die eisige Kälte der Nacht, und er dachte wieder daran, wie er vor dem Küchenfenster gestanden hatte.

»Nun, Jack…?«

»Da ist tatsächlich etwas gewesen«, sagte er mit einer leisen, leicht

krächzenden Stimme.
»Ich wußte es. Und was?«
»Jemand hat uns beobachtet, denke ich.«
»Wer?«
»Ein Schatten!«
»Bitte was?« Donna löste ihre Hand aus der seinen und setzte sich auf. Sie drehte sich ihrem Mann zu, als wollte sie in der Dunkelheit sein fahles Gesicht studieren. »Welcher Schatten denn?«
»Tja, das weiß ich auch nicht so genau. Er war ja auch nicht in unserem Haus, sondern draußen.« Nach einem tiefen Atemzug berichtete er Donna, was er vor dem Küchenfenster gesehen hatte. Seine Frau hörte mit angehaltenem Atem zu, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Sie sagte erst was, als sie den Satz gehört hatte: »Jetzt weißt du es.« Die beiden Blutstropfen auf dem Kissen hatte er verschwiegen.
»Aber das ist ja unheimlich!« Donna schüttelte sich. »Meine Güte, sollte denn alles wieder von vorn anfangen?«
Jack mußte schlucken. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Die blutige Lucy und das Vampir-Phantom sind vernichtet, das wissen wir genau. Weshalb hätte Sinclair uns anlügen sollen?«
»Ja…«, sagte sie gedehnt, »weshalb hätte er uns anlügen sollen? Es gab keinen Grund. Aber ich stelle mir eine andere Frage, Jack.«
»Welche denn?« Er fragte es, weil Donna nicht weitergesprochen hatte.
Sie quälte sich auf, bewegte sich unruhig, während Lucy zwischen ihnen beiden schlief. »Weißt du, Jack, ich frage mich, ob man Phantome überhaupt vernichten kann.«
Tarlington schwieg. Er wollte nicht zugeben, daß er sich schon dieselbe Frage gestellt hatte, aber tatsächlich hatte er in diese Richtung hin gedacht.
»Warum sagst du nichts, Jack?«
»Rate mal«, flüsterte er.
»Du denkst darüber nach, ob man ein Phantom überhaupt vernichten kann?«
»Muß ich zugeben.«
»Und?«
»Ich habe keine Ahnung. Ich bin zu keinem Ergebnis gekommen, Donna. Ich weiß es wirklich nicht. Es ist alles so schrecklich und nicht zu begreifen. Über derartige Dinge haben wir uns zuvor nie Gedanken gemacht, Donna. Wir haben ein normales Leben geführt. Das Übersinnliche gehörte in die Legenden und Geschichten. Nun aber wissen wir, daß es so etwas gibt. Wir waren froh, daß wir es heil überstanden haben, doch nun scheint es nicht vorbei zu sein.«
»Weißt du eigentlich, daß du mir Angst eingejagt hast, Jack?«

»Nein, warum?«
»Es ist die Sicherheit gewesen, die aus deinen Worten klang. Eine absolute Sicherheit. Du hast dich angehört, als wäre alles wahr oder würde sich bewahrheiten. Es ist noch nicht alles vorbei, Jack. Du hast es mir indirekt mitgeteilt.«
»Vielleicht.«
»Was war das für ein Schatten vor dem Haus?«
»Er war groß.«
»Ein Vogel?«
»Nein, zu groß für einen Vogel. Und er flog nicht durch die Luft, sondern segelte mehr. Ich habe ja nichts gehört. Ich sah ihn nur, und er bewegte seine mächtigen Schwingen auf und ab, ohne daß ich dabei auch nur ein Geräusch vernommen hätte, abgesehen davon, daß eine Schwinge kurz die Scheibe berührte. Ansonsten war das alles, Donna. Ich komme jetzt nicht mehr zurecht.«
Sie drückte wieder seine Hand. Vor ihren nächsten Worten brauchte sie einfach einen Halt. »Wenn es kein Vogel war, könnte es dann eine Fledermaus gewesen sein. Und du weißt sicher, in welch einem Zusammenhang ich das sehe?«
»In der Tat.«
»Oder war es das angeblich vernichtete Vampir-Phantom? Erinnere dich daran, wie es beschrieben worden ist. Wir haben es ja selbst nicht gesehen, aber Lucy hat von einem dunklen Monstrum gesprochen, mit einem Körper und mit Flügeln oder Schwingen. Du erinnerst dich doch noch an ihre Beschreibungen?«
»Sie fallen mir jetzt wieder ein.«
Donna Tarlington atmete stöhnend. »Dann ist die Gefahr noch nicht vorbei, glaube ich.«
»Ja, da kannst du recht haben, Donna. Sie ist noch nicht vorbei. Ich denke ebenso.«
Es entstand eine Schweigepause. Jeder hing seinen Gedanken nach. Donna hielt die Stille nicht mehr aus. »Was tun wir? Was sollen wir tun? Wir müssen doch etwas unternehmen.«
»Was denn?«
»John Sinclair und die anderen anrufen.«
Jack schwieg. »Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich. »Vielleicht haben wir uns auch geirrt, aber…«
»Nein, du hast dich nicht geirrt, und die beiden Blutflecken auf dem Kopfkissen unserer Tochter sind ebenfalls kein Irrtum.«
Tarlington hatte das Gefühl, als hätte ihm jemand eine glühende Nadel durch den Körper gestoßen. »Du weißt davon?«
Die Tränen waren auf einmal da. Donna konnte sie nicht mehr zurückhalten. »Ja, ich habe die beiden Flecken gesehen, und ich habe dich auch beobachtet, wie du Lucys Hals kontrolliert hast. Das habe

ich schon getan, als du dich noch unten in der Küche aufgehalten hast.«

»Was?« stieß er hervor und setzte sich halb auf. »Was hast du herausgefunden?«

»Das gleiche wie du.«

»Die, die beiden – Pickel.«

»So ist es. Wobei ich nicht weiß, ob es wirklich Pickel sind oder kleine Wunden. In diesem Licht konnte man das nicht so genau erkennen, aber sie waren vorhanden.«

»Was auch einen Grund gehabt haben muß.«

»Sprich ihn nicht aus, Jack, sprich ihn bitte nicht aus! Ich weiß es selbst. Ich will es nicht wahrhaben, aber ich kann mich kaum noch beherrschen. Lucy muß nicht nur einen Traum gehabt haben, der sie so hat schreien lassen. Da muß noch etwas anderes gewesen sein, möglicherweise ein Stück Realität.«

»Dann war er also bei ihr?«

»Das kann doch sein.«

Jack ließ sich wieder zurücksinken. Auch ihm war danach zumute, einfach loszuheulen, aber er riß sich zusammen.

»Wir werden auf Lucy achtgeben, Donna. Wir werden sie nicht aus den Augen lassen. Sie darf auf keinen Fall zu einer Beute dieses Blutsaugers werden.«

»Stimmt, Jack, stimmt alles.« Donna Tarlington nickte im Liegen.

»Aber können wir es allein schaffen? Oder brauchen wir Hilfe? Ich denke eher, daß wir nicht stark genug sind, und deshalb sollten wir morgen vielleicht in London anrufen.«

»Soll Sinclair noch mal kommen?«

»Zumindest er und sein Kollege.«

»Ja, ja«, gab Jack zu. »Ich denke auch, daß es besser ist. Zumindest werden wir uns seinen Rat holen. Ich bin gespannt darauf, was er uns dazu zu sagen hat.«

Donna drehte sich um. Sie streichelte ihre Tochter und brachte die Lippen dicht an ihr Ohr. »Dir wird niemand etwas tun, Kleines. Ganz bestimmt nicht. Niemand kommt an dich heran, weil wir es nicht wollen. Wir werden auf dich achtgeben und dich beschützen, das versprechen dir deine Mummy und dein Vater.«

Es war zwar kein versöhnlicher Abschluß für die Eltern, aber irgendwie fühlten sie sich wohler, daß sie es geschafft hatten, zu einem Ergebnis zu gelangen. Den Rest der Nacht würde Lucy schlafend zwischen ihnen verbringen, beschützt durch Vater und Mutter, wie es sich für eine Familie gehörte.

»Kannst du denn schlafen?« fragte Donna ihren Mann.

»Das weiß ich nicht, aber ich werde es versuchen. Vielleicht dahindämmern, mehr auch nicht. Weißt du denn, wie spät es ist?«

»Als ich hier eintrat, war es ein Uhr durch.«
»Dann haben wir sicher bald zwei Uhr.«
»Das denke ich auch.«
Donna faltete die auf dem Oberbett liegenden Hände wie zum Gebet zusammen. Zur Tür schaute sie nicht, sondern geradeaus zu den Fenstern hin. Dabei dachte sie an den Schatten, den ihr Mann gesehen hatte. Riesig mit Flügeln oder Schwingen versehen. Wie die Fledermäuse aus den Monstergeschichten.
Sie hier erlebten leider keine Geschichte. Bei ihnen war vieles eingetroffen, was in den Bereich hineingehörte, aber das war auch alles.
Und es war leider keine Geschichte, denn die Druckstellen oder roten Male am Hals des Kindes waren echt und keine Einbildung.
Nichts rührte sich hinter den beiden Fenstern. Die Nacht war ruhig, klar und eisig. Kein Sturm fegte aus Nordwesten über das Land.
Mit der Kälte war auch die Ruhe gekommen und damit die Unbeweglichkeit.
Der Tag war für beide keine Erholung gewesen. Sie schliefen ein.
Jack noch vor Donna, die für eine Weile seinen Atemzügen lauschte, bevor ihr ebenfalls die Augen zufielen.
Aber eine andere Person wurde wach.
Es war Lucy, die plötzlich die Augen aufschlug!

***

Lucy Tarlington wußte nicht, wer oder was sie geweckt hatte und auch nicht, ob sie überhaupt richtig wach war, jedenfalls hielt sie die Augen offen, sie schaute auch in das Zimmer hinein, nur kam es ihr vor, als würde sie alles durch die verschmutzte Optik eines Fotoapparates sehen, denn vieles war verschwommen.
Ruhig blieb sie in ihrem Bett liegen. Auch Jack bewegte sich nicht, aber zwischen ihnen spürte Donna etwas, denn dort war Lucy erwacht. Sie bewegte sich nicht nur, sie hatte es sogar geschafft, sich hinzusetzen, hockte jetzt da und schaute nach vorn, als gäbe es mitten im Zimmer etwas Bestimmtes zu sehen.
Donna konnte es nicht nachvollziehen. Sie brachte es auch nicht fertig, sich aus ihrem Zustand zu lösen. So wie sie mußte sich jemand vorkommen, der in einem Gefängnis steckte, bei dem die Mauern immer enger zusammengerückt waren. Etwas klemmte sie fest, und mit dieser Kraft konnte sie nichts anfangen.
Aber ihr Geist war nicht mehr in den Tiefen des Schlafes zu finden. Sie konnte schauen, nahm wahr, was um sie herum vorging, und neben ihr änderten sich die Bewegungen.
Die Matratze wurde eingedrückt, als hätte jemand ein Wellental produziert. Es war Lucy, die auch nicht mehr sitzen wollte, sondern

jetzt aufstand.

Zwischen ihren Eltern blieb sie für einen Moment stehen und sorgte mit ruderhaften Bewegungen dafür, daß sie das Gleichgewicht nicht verlor. Ein Fuß befand sich auf Donnas Betthälfte, der andere auf der des Vaters.

Lange blieb sie nicht stehen. Mit kleinen Schritten ging sie vor und näherte sich dem Fußende des Betts.

Donna sah alles. Sie bekam alles mit, als wäre es für sie nur gespielt worden. Sie befand sich in der direkten Nähe, aber doch sehr weit entfernt, denn etwas hinderte sie daran, sich aufzurichten und ihr Kind festzuhalten.

Es ging schaukelnd weiter und hatte schon das Fußende des Betts erreicht, als es stoppte. Mit einem Plumps sackte es auf sein Hinterteil, stützte sich mit den Händen ab, um in dieser Haltung zunächst einmal sitzen zu bleiben, den Blick nach vorn gerichtet, auf die Stelle zwischen Bett und Wand, an der sich auch die beiden Fenster befanden.

So wie sie handelte nur jemand, der auf etwas Bestimmtes wartete.

Donna bekam es mit. Sie wollte einen Arm heben, sie wollte auch sprechen, aber beides war nicht möglich. Zum einen waren die Arme schwer wie Eisenstangen, zum anderen klebte ihre Kehle zu.

Der Mund war völlig ausgetrocknet. Im Hals bildete der Schleim dicke Klumpen, und sie hörte ihren eigenen Herzschlag überlaut.

Donna wartete.

Das Kind wartete.

Donna schaute auf Lucys Rücken. Das wollene Nachthemd spannte sich. Der Stoff war rot und mit kleinen gelben Sternen bedruckt.

Lucy trug es nur in der Vorweihnachtszeit.

Im Sitzen bewegte sie sich und zog dabei die Beine an. Mit den Händen Umschlag sie ihre Knie. Sie blieb am Fußende und machte jetzt wirklich den Eindruck einer Person, die auf etwas Bestimmtes wartete, das sicherlich eintreten würde und mit der Umgebung zu tun hatte, die zwischen Bett und Fenster lag.

Oder hinter den Fenstern?

Der Schatten, der schwingende Vogel oder wie auch immer. Donna konnte es nicht richtig nachvollziehen. Sie mußte einfach zuschauen, denn ihr Zustand veränderte sich nicht. Sie hing irgendwo zwischen Schlaf und Wachsein, als würde sie von irgendwelchen Fäden gehalten, die sie nicht beeinflussen konnte.

Etwas bewegte sich hinter der Scheibe. Es ging blitzschnell. Donna sah es auch nur, weil sie sich auf die Fenster konzentriert hatte. Zuerst war es an der rechten Scheibe entlanggehuscht, dann an der linken und danach verschwunden.

Der Schatten!

Das mußte einfach der Schatten gewesen sein, von dem auch Jack gesprochen hatte. Für sie gab es keine andere Möglichkeit. Der Schatten war da, er beobachtete auch weiterhin das Haus, und er war sicherlich von einem wahnsinnigen Durst nach Blut erfüllt.

Donna rechnete jetzt damit, einen Riesenvampir gesehen zu haben, eine wahnsinnige Fledermaus mit leicht glühenden Augen, die außen an den Scheiben vorbeigehuscht war, aber bestimmt nicht verschwand, irgendwo zwischen Mond und Erde drehte, um zurückzufliegen.

Lucy konnte den Vollmond sicherlich sehen. Sie brauchte nur ein wenig den Kopf zu drehen, aber sie starrte nach wie vor geradeaus und zeigte kein Interesse an dem blassen Erdtrabanten.

Plötzlich fing sie an zu sprechen. Donna verstand jedes Wort ihrer Tochter überdeutlich, aber sie begriff nicht, was Lucy damit gemeint hatte. »Kommst du heute wieder?«

Niemand war da. Lucy hatte ins Leere geflüstert, aber sie wiederholte die Worte. »Kommst du heute wieder?«

Eine Antwort bekam sie nicht. Die kleine Welt um sie herum war in ein tiefes Schweigen gefallen.

»Warum zeigst du dich nicht? Ich warte doch. Du hast es mir versprochen, bitte.«

Donna kam überhaupt nicht mehr zurecht. Da mußte jemand sein, den nur Lucy sah, der ihr aber verborgen blieb. Schaffte Lucy es vielleicht, hinter die Kulissen zu schauen, in eine Welt zu sehen, die anderen verborgen blieb.

Jack bekam nichts davon mit. Er schlief sehr tief, als hätte eine andere Macht für diesen Schlaf gesorgt. Von ihm konnte Donna keine Hilfe erwarten, zudem war sie auch selbst nicht in der Lage, etwas zu unternehmen.

Dafür bewegte sich ihre Tochter, denn sie hob die Arme zuerst an und streckte sie dann nach vorn. »Ich weiß doch, daß du hier bist. Ich weiß es. Warum hältst du dich nicht an dein Versprechen und zeigst dich? Ich warte. Ich habe dich doch lieb…«

Habe dich lieb! Dieser Satz war auch für Donna nicht zu überhören gewesen und brachte sie aus dem Konzept. Plötzlich bekam sie einen eisigen Schauer zu spüren, der sich wie ein Ring um ihren Hals legte. Wen hatte Lucy damit gemeint, oder wen konnte sie gemeint haben? Eigentlich nur den Schatten, der bisher einmal kurz aufgetaucht war. Eine andere Möglichkeit gab es für Donna nicht.

Konnte man einen Schatten lieben? Was war da alles nur geschehen? Wer hatte Lucy dies eingepflanzt? Donna Tarlington war überfordert. Sie kam damit nicht zurecht und fragte sich, wie Lucy ihr nur so etwas antun konnte.

Es war wieder da. Urplötzlich. Als hätte er sich über die Dachkante

gestürzt, so fiel er von oben nach unten, aber er prallte nicht zu Boden, sondern blieb vor den Fenstern in der Luft stehen. Es war deutlich zu sehen, wie er seine Schwingen bewegte.

»Nein!« sagte Lucy. »Nein, du nicht…«

Der Schatten blieb.

Das Phantom ist da. Es ist zurückgekehrt. Die Sätze stachen durch den Kopf der Frau. Es war alles umsonst. Ich kann nichts tun. Ich kann Lucy nicht beschützen, weil ich mich nicht mal selbst bewegen kann. Aber ich muß zusehen, als wollte die andere Seite, daß ich eine besondere Folter erlebe.

Schatten kennen keine Hindernisse. Phantome ebenfalls nicht, und das gleiche wird auch für Vampir-Phantome gelten. Sie können das Mauerwerk durchdringen, es macht ihnen nichts aus, sie sind ja keine Menschen, die Körper haben.

Schatten sind dunkel, das Vampir-Phantom war es ebenfalls. Sehr finster, nicht hell.

Warum war es dann so hell?

Diese Helligkeit war so plötzlich gekommen, daß Donna davon überrascht worden war. Dieses seltsame Licht hatte nichts mit dem Schatten zu tun. Es zählte für sie auch nicht der Spruch Wo Licht ist, da ist auch Schatten, nein, hier war alles anders.

Das Licht war selbständig. Es leuchtete von innen. Es war wie eine Kugel aus dem Nichts heraus nach unten gefallen, und bei der zuschauenden Donna löste sich eine Sperre, die sie in den letzten Sekunden voll und ganz in ihrem Bann gehalten hatte.

Es ging ihr gut. Sie hatte Vertrauen, auch wenn sie das Licht nicht berühren konnte und es auch nicht dafür Sorge trug, daß sie aus ihrem Zustand befreit wurde.

»Da bist du ja endlich…« Lucy hatte gesprochen, und sie hatte nicht den Schatten gemeint, sondern das Licht zwischen Bett und Wand. Der Schatten hinter dem Fenster war sicherlich verschwunden, weil die andere Botschaft einfach zu schön und zu strahlend war und mit ihrer Aura das gesamte Schlafzimmer umflorte.

Donna Tarlington mußte plötzlich an einen Engel denken. Engel waren auch Lichtgestalten, das hatte sie schon immer gewußt, aber dieser Engel hier war etwas ganz Besonderes. Er hatte keine Gestalt, er war eben nur ein Fleck oder eine Kugel.

»Warum versteckst du dich denn? Komm doch! Ich will mit dir sprechen. Ich will dich sehen…« Lucy hatte das Licht gemeint. Sie verhielt sich zu ihm wie zu einem Menschen, und Donna Tarlington kam damit nicht zurecht. Hier war die Logik außer Kraft gesetzt worden. Eine andere Macht hatte die Kontrolle übernommen. Sie mochte vom Himmel gekommen sein, der sich ein Stück geöffnet hatte, weil er nicht mit ansehen konnte, wie Lucy unter dem Schatten

litt.

»Er war bei mir. Ich habe ihn gespürt. Ich habe eine so schreckliche Angst gehabt. Ich sah ihn. Er war so dunkel. Er hat sein Versprechen gehalten, und er wird mich immer weiter verfolgen, bis er mich hat. Du weißt es, und du hast versprochen, mich zu schützen. Du hast es versprochen, nicht wahr?«

Lucy erhielt keine Antwort, Donna ebenfalls nicht, aber das Licht hatte schon verstanden, denn es veränderte sich, als wollte es die Bitte des Mädchens erfüllen.

An den Rändern breitete es sich aus, nur in der Mitte blieb dieses wundersame und auch wunderbare Strahlen zurück, das so großes Vertrauen einflößte.

Donna konnte nur schauen. Sie bewegte sich nicht. Lag im Bett wie eine Tote in ihrem Sarg und sah plötzlich aus dem Zentrum des Lichts eine Gestalt steigen.

Ein Kind? Eine Jugendliche?

Irgendwo dazwischen. Nicht jung, nicht alt, alterslos, aber von einer strahlenden Aura umgeben, als wäre es eine junge Heilige, die ihre Welt verlassen hatte.

Ein Engel, dachte Donna, es muß ein Engel sein. Gern hätte sie ihn angesprochen, was in ihrem Zustand nicht möglich war. Er blieb, er war völlig unnatürlich, und so konnte sie nur zuschauen, was in der folgenden Zeit geschah…

***

In alten Büchern, die nicht unbedingt zur Literatur der Erwachsenen zählten, hatte Donna gelesen, daß sich Engel immer nackt zeigen.

Hier war das nicht der Fall. Dieses geheimnisvolle Wesen, wer immer es auch sein mochte, trug ein himmelblaues Kleid, das hochgeschlossen war und bis zu den Knien reichte.

Um die Gestalt herum war ein permanentes Funkeln zu beobachten, als würden Sterne entstehen, um dann nach einem heftigen Blitzen wieder zu vergehen.

Die geheimnisvolle Gestalt hatte ihre Arme seitlich ausgestreckt und die Hände so gedreht, daß die Flächen nach oben lagen. Auf ihnen tanzten die Blitze, und dicht über ihrem Kopf funkelte es ebenfalls. Das Haar der Erscheinung war blond und hatte einen Stich ins Rötliche. Es fiel glatt an den beiden Gesichtshälften nach unten und hörte in Kinnhöhe auf.

Es war einfach unwahrscheinlich für eine Frau wie Donna Tarlington. Sie sah das Wesen, aber sie wußte nicht, wie sie es jemandem hätte erklären können.

Für sie war es weder ein Mensch noch ein Engel, sondern ein Mittelding zwischen den beiden, aber Lucy brachte ihm Vertrauen

entgegen.

Sie sprach mit ihrem Gast von einer wunderschönen Welt, wo die Wiesen voller bunter Blumen waren und man sich einfach wohl fühlen mußte.

Das Wesen nickte und lächelte.

»Darf ich denn nicht zu dir kommen?« fragte Lucy.

Kopfschütteln.

»Warum nicht?«

Der Mund bewegte sich, aber Donna hörte keine Antwort. Sie war nicht in der Lage, sie zu empfangen, dafür aber mußte das Kind etwas verstanden haben, denn es nickte.

»Ich habe auch keine Angst mehr. Ich weiß, daß du da bist. Der Schatten kann mir nichts tun, glaube ich. Ich werde ihn – ich werde ihn…«

Donna bekam nicht mehr mit, was ihre Tochter mit dem Schatten vorhatte, denn das so helle Licht verlor an Kraft. Es dunkelte ein.

Die Schatten übernahmen die Regie, und plötzlich war die Erscheinung wieder verschwunden. So schnell, wie sie entstanden war, hatte sie sich wieder zurückgezogen, und die Dunkelheit legte sich wieder zwischen die vier Wände des Schlafzimmers.

Donna spürte sie wie einen großen Druck, der sich auf ihrem gesamten Körper verteilt hatte und selbst die Augenlider nicht ausgelassen hatte, denn sie kamen ihr plötzlich so schwer vor, als wären sie mit eine Blei gefüllt.

Der Schlaf schlich auf sie zu. Die normale Welt um sie herum verschwamm, aber sie bekam noch die Bewegungen des Bettes mit, denn Lucy hatte sich gedreht und krabbelte auf allen vieren wieder zu ihrem alten Stammplatz zurück.

Zwischen ihren Eltern kuschelte sie sich zusammen, als wäre nichts geschehen.

Bevor sie ganz einschlief, murmelte Donna noch den Namen ihrer Tochter. »Lucy, geht es dir gut?«

»Ja, Mummy, sehr gut.« Lucy gab ihrer Mutter einen Kuß auf den kalten Mund und schlief ein.

***

Am nächsten Tag!

Donna Tarlington hätte eigentlich in die Schule gemußt, um zu unterrichten, aber irgend etwas hielt sie davon ab. Zudem waren auch nicht alle Schüler erschienen. Aus dem Nachbarort war sie angerufen worden. Man hatte ihr mitgeteilt, daß der Schulbus wegen der Kälte nicht ansprang und der Unterricht für diese Kinder ausfallen mußte. Also faßte Donna den Entschluß, auch die anderen Kinder zu Hause zu lassen. Telefonisch setzte sie sich mit den Eltern in Verbindung, damit

diese Bescheid wußten, und gab ihnen durch, was die Kinder statt dessen noch zu lernen hatten.

Sie war froh, es hinter sich zu haben, denn nun konnte sie sich um Lucy kümmern.

Mit Jack hatte sie an diesem Morgen nicht viel reden können. Außerdem war er wie gerädert gewesen und bestimmt auch nicht in der Lage, über Dinge zu sprechen, die jenseits aller Logik waren. Er hatte sich noch einmal die Blutflecken angesehen und sie mit den Punkten am Hals der schlafenden Lucy verglichen.

Es waren keine Bisse, zumindest keine tiefen. Aber auch keine Pickel. Das Rätsel wurde nicht kleiner, aber sie würden es gemeinsam lösen, davon war Jack überzeugt.

Auch er wäre gern im Haus geblieben, aber die Pflicht rief, und er war bekannt dafür, daß er seinen Job gut ausführte. Jack Tarlington arbeitete bei einer Baufirma als Polier und Chef. Bei diesem Wetter konnte im Freien nicht weitergebaut werden, deshalb mußte er sich um Büroarbeiten kümmern. Die Firma hatte ihren Sitz in der nächst größeren Stadt. Sie hieß Abergale und lag einige Kilometer östlich von Lianfair.

Er hatte versprochen, früher nach Hause zu kommen, aber er mußte hin, denn es ging um ein Projekt, das im nächsten Jahr realisiert werden sollte. Die Firma hatte bei der Ausschreibung den Zuschlag erhalten, dies sogar ohne Bestechung, und nun ging es ans Eingemachte. Man mußte sich um die Einzelheiten und Termine kümmern.

Jack war schon früh gefahren, Donna hatte ihre Anrufe bereits erledigt, und sie waren so verblieben, daß sie sich beide am Abend mit John Sinclair in Verbindung setzen wollten, um mit ihm über die rätselhafte Nacht zu sprechen.

Von der ungewöhnlichen Lichtgestalt hatte Jack nichts gesehen.

Sein Schlaf war zu tief und fest gewesen, doch seine Frau hatte ihn informiert, und er hatte es schon als seltsam empfunden.

Donna war wieder allein im Haus, das ihr wegen seiner inneren Ruhe so tot und leer vorkam. Sie hörte nichts, es meldete sich kein Telefon. Um etwas mehr Leben zu haben, schaltete sie das Radio ein.

Draußen war es längst hell geworden. Ein herrlich klarer Winterhimmel wölbte sich über das Land. Es war kein dunkles, sattes Blau, sondern eine hellere Farbe, sehr licht, einfach wunderschön.

Das Weihnachtsfest stand vor der Tür, und Donna hatte ihr Haus liebevoll geschmückt.

Tannenzweige, Kerzen, kleine Spielfiguren verteilten sich auf den beiden Stockwerken. Die Tannen gaben ihren typischen Geruch ab, auf den sich die Frau normalerweise freute, doch in der letzten Woche war einfach zuviel Schreckliches geschehen. Die Vorgänge hatten die

vorweihnachtliche Freude einfach zu weit in den Hintergrund gedrängt.

Donna hatte ihre Tochter schlafen lassen, aber ihre Neugierde war angestachelt worden. Sie hoffte stark, daß sich Lucy an das erinnerte, was in der vergangenen Nacht passiert war. Vor allen Dingen an das Geschehen in der zweiten Hälfte, wo dieses seltsame Wesen erschienen war. Lucy hatte ihm voll und ganz vertraut, so daß Donna schon einen Hauch von Eifersucht gespürt hatte.

Sie verdrängte den Gedanken, als sie die schmale Treppe hoch in die erste Etage stieg. Auch an der Wand hatte sie Tannenzweige befestigt und sie mit Holzspielzeug geschmückt. Da gab es einen Trommler, einen Nikolaus, einen strahlenden Engel und einen kleinen Jungen, der auf seinem Schaukelpferd saß.

Dafür hatte sie keinen Blick. Ihr Herz schlug viel schneller als gewöhnlich, was nicht an den wenigen Stufen der Treppe lag, die sie hochgestiegen war.

Im oberen Flur sorgte die Heizung für etwas weniger Wärme. Sie ging am Schlafzimmer vorbei, in dem noch immer Lucy in den Ehebetten lag. Sie schlief selig, was Donna mit einem Blick durch die offene Tür hatte feststellen können.

Ihr Ziel war das Kinderzimmer.

Sie betrat es. Ein Ring aus Eis legte sich um ihre Brust. Sie merkte sehr deutlich, wie sie anfing zu frieren, und die Gänsehaut erreichte sogar ihre Finger.

Auch hier hatte sie weihnachtlich geschmückt. Sterne hingen von der Decke zwischen einem Mobile aus Weihnachtsmännern und kleinen Engeln. Donna ging darunter hinweg und blieb dicht neben dem Bett stehen, das sie noch nicht gemacht hatte.

Auf dem Kissen sah sie die beiden Flecken!

Blut!

Lucys Blut!

Sie schluckte und versuchte sich vorzustellen, wie ihre Tochter im Bett und mit dem Kopf auf dem Kissen gelegen hatte. Wahrscheinlich zur Seite geneigt, denn aus den kleinen Wunden am Hals war das Blut in winzigen Tropfen hervorgequollen.

»Lieber Gott, laß es nicht wahr sein!« flüsterte die Frau und faltete ihre Hände. »Nicht noch einmal. Schaff das Böse fort! Lucy ist ein Kind. Sie ist noch so unschuldig. Laß sie nicht in die Gewalt der grausamen Bestien geraten, bitte nicht…«

Donna merkte wieder, daß ihr die Tränen kamen, und sie riß sich zusammen. Auf keinen Fall wollte sie ihrer Tochter mit einem verheulten Gesicht vor die Augen treten, denn Lucy hatte dafür einen Blick und konnte mit ihren Fragen manchmal nerven.

Donna Tarlington drehte sich wieder um. Sie verließ den Raum.

Aus der Hosentasche ihrer Jeans holte sie ein Tuch und wischte damit ihre Augen trocken.

Dann ging sie zurück in das Schlafzimmer, das sich, im Gegensatz zur letzten Nacht, völlig verändert zeigte. Hell, freundlich, sehr licht und auch weit.

Selbst der wuchtige Schrank kam ihr nicht mehr so groß vor. Zudem bestand er aus einem hellen Holz. Jack hatte ihn eingebaut.

Donna schaufelte ihre Haare zurück, als sie sich auf die Bettkante gesetzt hatte. Noch schlief Lucy, und Donna konnte in das entspannte Gesicht ihrer Tochter schauen.

So sah nur ein glückliches Kind aus, keines, das von einem Vampir-Phantom gejagt wurde. Das Haar war durcheinander. Sie hatte eine Hand auf ihren Bauch gelegt, den linken Arm angewinkelt, so daß die ausgestreckten Finger ihr Ohr berührten.

Donna schob die Haare an der linken Seite etwas nach oben. Sie legte das Ohr frei und betrachtete den Hals genauer.

Kleine Pocken sah sie. Rot fast bis zur Spitze. Die Wunden schienen zu eitern, was Donna gar nicht gefiel, den sie befürchtete, daß sich die Wunde entzündet hatte. So etwas konnte üble Folgen haben, deshalb beschloß sie, Lucy genau zu beobachten.

Sehr sanft weckte sie ihre Tochter. Strich zuerst mit den Lippen über ihre Wange und flüsterte ihr ins Ohr. »Aufstehen, meine kleine Prinzessin, es ist Zeit für dich. Draußen ist schon hell.«

Lucy hatte etwas gehört. Sie beschwerte sich knurrend, öffnete für einen Moment die Augen, schaute in das Gesicht der Mutter und hob die Arme an, damit sie den Hals der Frau umschlingen konnte.

Die morgendliche Begrüßung tat Donna Tarlington mehr als gut.

Sie ließ sich nur zu gern von ihrer Tochter auf das Bett ziehen. »Muß ich wirklich schon aufstehen?«

»Ja, es ist besser. Und als Belohnung brauchst du heute nicht zur Schule gehen.«

»Was? Wirklich? Ehrlich?« Plötzlich war sie hellwach. Die Tatsache, nicht in die Schule gehen zu müssen, hatte sie regelrecht aus ihrer Lethargie hervorgerissen, und sie drehte sich so, daß sie ihre Mutter direkt anschauen konnte. »Das glaube ich nicht.«

»Doch, versprochen.«

»Und warum, Mummy Lehrerin?«

»Der Schulbus hat eine Panne. Die Kinder aus dem Nachbarort können nicht kommen, deshalb mußte ich den Unterricht ausfallen lassen.«

»Du bist super, du bist echt super, Mummy.«

Donna lachte. Ja, sie lachte zum erstenmal nach vielen Stunden, und das Lachen war für sie wie eine Befreiung. Plötzlich war es wie immer an den Tagen. Die Schatten der Nacht waren verschwunden, als hätte

es sie nie zuvor gegeben.

»Aber jetzt solltest du dich anziehen, kleine Prinzessin. In der Küche wartet ein tolles Frühstück auf dich. Ich habe dir auch deinen Lieblingskakao gekocht.«

»Dann komme ich.« Lucy ließ ihre Mutter los und drängte sich zurück auf das Bett. Mit raschen Bewegungen war sie über den Rand geklettert und in ihre warmen Fellpantoffeln geglitten. »Ich gehe erst mal ins Bad«, rief sie und verschwand aus dem Raum.

Donna Tarlington erhob sich. Ein Lächeln wollte ihr nicht so recht gelingen, auch wenn sich ihre Tochter wieder so normal gezeigt hatte. Die Schatten der Nacht waren verschwunden, aber sie würden wiederkehren, daran glaubte die Frau, die über die Treppe nach unten in die Küche ging, um dort das Frühstück für ihre Tochter und für sich vorzubereiten.

Den Tisch hatte sie schon gedeckt. Auch wenn sie keinen großen Hunger verspürte, sie wollte trotzdem zusammen mit ihrer Tochter noch etwas essen, denn das Kind sollte nicht allein am Tisch sitzen und seinen Gedanken nachhängen.

Die Milch stellte sie auf den Ofen, um sie zu erhitzen. Das Kakaopulver hatte sie bereits in die supergroße Tasse getan. Die war extra für Lucy gekauft worden und zeigte auf ihren Seiten zwei Weihnachtsmänner in langen, roten Kutten.

Donna ernährte ihr Kind gesund. Obst und Vollwertbrot gab es meist zum Frühstück; heute jedoch gab es selbstgemachten Apfelkuchen, den Lucy so liebte. Dazu gab es warme Vanillesoße, die schon in der Mikrowelle bereitstand. Auch wenn die Familie am Ende der Welt wohnte, auf die Errungenschaften der Technik hatten die Tarlingtons nicht verzichtet, und in der großen Küche war für vieles Platz.

Donna hörte, wie ihre Tochter die Treppe herunterkam. Dabei nahm sie immer zwei Stufen auf einmal. Wer so lief, der konnte nicht traurig sein, der mußte gute Laune haben und fröhlich sein.

Für einen Moment hatte die Frau die Vision, daß die Ereignisse der vergangenen Nacht gar nicht wahr gewesen waren, sondern einem schrecklichen Traum entstammten, den sie nur noch verarbeiten mußte.

Lächelnd hüpfte Lucy in die Küche. Donna wunderte sich über die Freude. Steckte sie nur deshalb in ihrer Tochter, weil sie an diesem Tag nicht zur Schule gehen mußte, oder gab es andere Gründe?

Donna konnte es nicht sagen, beschloß aber, die Freude ihrer Tochter zu genießen, die sich schon an ihren Platz gesetzt hatte, wo sie zuschaute, wie ihre Mutter die Vanillesoße über den Apfelkuchen goß.

Der Kakao war auch fertig. Er füllte die Tasse fast bis oben hin, und auf der Oberfläche zeigte sich eine Sahnehaube wie ein kleines, mit Schnee bedecktes Gebirge.

»Dann mal guten Appetit, kleine Prinzessin«, sagte Donna. Sie stellte den Teller mit dem Kuchen vor ihre Tochter hin, die augenblicklich zur Gabel griff und anfing zu essen, sich aber dabei an die alten Regeln der Mutter hielt und erst von ihrem Kakao trank, wenn sie den Bissen hinuntergeschluckt hatte.

Lucy war alt genug, um sich ihre Sachen selbst aus dem Schrank zu holen, die sie anziehen wollte. Diesmal trug sie einen dicken, weißen Pullover mit einer knallroten Comicfigur auf der Vorderseite. Sie kannte den Namen dieses lustigen Monsters, das aussah wie eine Mischung aus einem Drachen und E. T.

»Hast du dir auch die dicken Strümpfe angezogen, Lucy«

Sie kaute und nickte dabei. Wenig später, als ihr Mund leer war, fragte sie: »Willst du es sehen?«

»Nein, ich glaube es dir auch so.«

Lucy freute sich und aß weiter. Das Leben hätte so herrlich sein können, wenn nur nicht der Schatten der vergangenen Nacht darüber hinweggefallen wäre.

Donna hatte sich vorgenommen, nicht daran zu denken, aber diese Gedanken kamen automatisch. Zudem war sie keine Schauspielerin, die ihre Gefühle kontrollieren konnte, deshalb bemerkte Lucy, daß mit ihrer Mutter etwas nicht stimmte.

»Du siehst so komisch aus, Mummy.«

»Wieso?«

»Weiß ich auch nicht. Irgendwie anders. Ja, ganz anders als vorhin.«

»Das glaubst du nur.«

»Doch, Mummy, doch.« Lucy wischte den braunen Streifen von der Oberlippe. »Als wolltest du gleich anfangen zu weinen.«

Donna hob nur die Schultern. Sie gab ihrer Tochter im Prinzip recht, denn ihr war nach heulen zumute. Sie wußte auch nicht so recht, wohin sie schauen sollte, versuchte dann ein Lächeln, als sie den Kopf bewegte, das aber wirkte verkrampft und war deshalb mißlungen. So war sie froh, daß sich das Telefon meldete und sie sich aus der augenblicklichen Situation lösen konnte.

Die Apparate standen im Haus verteilt. Unter anderem hatte einer auch in der Küche seinen Platz gefunden. Sie hob ab und meldete sich mit einem überforsch klingenden »Ja bitte.«

»Ich bin es, Donna.«

»Jack – toll…«

»Wieso?« Er lachte etwas zerkratzt. »Was ist los? Das klang richtig unecht. Ist irgend etwas?«

»Zum Glück nicht, Jack. Ich hatte nur einen schlechten Augenblick, da hast du mich auf dem falschen Bein erwischt.«

»Wegen der Nacht?«

»Natürlich.«

»Und was ist mit Lucy?«
Donna gab noch keine Antwort. Sie warf ihrer Tochter einen Blick zu, die am Tisch saß, den Becher mit beiden Händen hielt und noch den letzten Tropfen Kakao aus dem Becher schlürfte.
»Ihr geht es gut.«
»Das freut mich. Keine Nachwirkungen?«
»Nein.«
»Hast du schon mit ihr darüber gesprochen?«
»Noch nicht, Jack.«
»Aber du wirst es tun?«
»Sicher.«
Lucy ließ den Becher sinken. »Ist das Daddy?«
»Ja, Liebes.«
»Bestell ihm schöne Grüße.«
»Mach ich.«
Jack hatte alles verstanden. »Gib der Kleinen einen Kuß zurück und sag ihr, daß ich ihr bestimmt etwas mitbringen werde.«
»Mach ich, Jack.«
»Dann bis heute abend. Und paßt gut auf euch auf.«
»Wird schon schiefgehen.« Donna war froh, das Gespräch abbrechen zu können, denn in ihrem Hals saß wieder der Kloß. Sie wünschte sich ihren Mann herbei, doch das war nicht möglich. Er mußte im Büro sein, denn kleine Firmen mußten ums Überleben kämpfen. Da mußte jeder Mitarbeiter sein Bestes geben. Durch den neuen Auftrag war das folgende Jahr gesichert, wie Donna wußte.
»Eigentlich möchte ich jetzt nach draußen gehen«, sagte Lucy.
»Wenn die anderen auch nicht in der Schule sind, können wir ja weiter an unserer Rutschbahn bauen.«
Donna nahm wieder am Tisch Platz. »Du kannst auch nach drau ßen gehen, Liebes, aber erst später.«
Das Mädchen verzog das Gesicht. »Warum denn?«
Auch Donna reagierte ähnlich und krauste die Stirn. »Lehrerinnen können manchmal richtig fies und gemein sein. Ich habe den anderen Schülern nämlich etwas zu arbeiten gegeben. Sie sind bestimmt bis zum Nachmittag damit beschäftigt.«
»Ja, Mummy, du bist wirklich fies.«
»Gelernt werden muß eben.«
»Und ich?«
»Na ja«, sagte die Frau gedehnt, »darüber müßten wir uns eigentlich mal genauer unterhalten.«
»Brauche ich nicht zu lernen?«
»So gut bist du ja auch nicht in der Schule. Ich wollte mit dir über die letzte Nacht reden, Lucy. Du erinnerst dich?« Die Kleine schaute ihrer Mutter fest in die Augen. Es war kein Argwohn im Blick, deshalb

nahm Donna ihr die Antwort auch ab. »Nicht so besonders gut, wenn ich ehrlich bin.«

»Du weißt aber, daß du in unser Bett geholt wurdest.«

»Klar, da bin ich ja auch aufgewacht.«

»Sehr gut, Kleines.«

»Ich hatte Angst, nicht?« flüsterte Lucy. »Richtige, starke Angst. Oder nicht?«

»Ja, die hattest du.«

Lucy senkte den Kopf. »Da war etwas in meinem Traum…«

Da Lucy nicht weitersprach, sprach ihre Mutter. »Kannst du dich nicht erinnern?«

Sie hob die schmalen Schultern. »Nicht mehr so genau. Ich habe nur so etwas Dunkles gesehen. Als wäre er wieder zurückgekommen, dieser böse Schatten aus dem Turm.«

Donna nickte sehr ernst. »Ja, du hast richtig geschrien. Dann haben wir dich in unser Bett geholt.«

»Das weiß ich.« Ihre Augen glänzten. »Es war auch richtig toll.«

»Kannst du dich auch an deine Pocken erinnern?«

Lucy bekam große Augen. »Die am Hals?«

»Genau die.«

»Die habe ich vorhin gesehen, als ich mich wusch. Da muß mich etwas gestochen haben.«

»Mücken?«

»Kann sein.«

»Aber zu dieser Jahreszeit gibt es keine Mücken mehr, Liebes. Es muß etwas anderes gewesen sein, die Pickel eitern nämlich.«

»Wirklich?«

»Nun ja, lassen wir das. Hauptsache, es geht dir gut.«

»Jetzt schon.«

»Dann kannst du ja mit mir einkaufen gehen.«

»Wohin denn? In die Stadt?«

»Nein, hier im Ort. Ich muß noch etwas besorgen. Nur ein paar Kleinigkeiten, weil ich morgen wieder backen will.«

»Ohhh – muß das sein?«

»Willst du nicht?«

»Ich will hier im Haus bleiben«, bettelte Lucy.

»Und dann?«

»Möchte ich eigentlich spielen.«

Donna Tarlington überlegte, ob sie es riskieren konnte, die Tochter allein im Haus zu lassen. Die Vernunft sprach nicht dagegen, höchstens das Gefühl, daß noch etwas passieren könnte. Aber die Schattengeschöpfe liebten die Nacht, sie scheuten das Licht des Tages und würden sich kaum bei diesem winterlichen Sonnenschein vorwagen. Außerdem dauerte es höchstens eine halbe Stunde mit dem

Einkauf.
»Eine Freundin kann ich ja nicht anrufen, Mummy. Die Schüler müssen ja alle lernen.«
»Stimmt.«
»Dann kann ich also bleiben, Mummy?«
Donna nickte ergeben, wenn auch nicht überzeugt. »Ja, mein kleiner Schatz, du kannst bleiben.«
»Toll!«
»Aber lauf bitte nicht weg. Du kannst in dein Zimmer gehen oder hier im Haus spielen. Okay?«
»Versprochen, Mummy.«
Donna verließ die Küche und ging in den Flur, wo auch die Wintersachen hingen. Sie entschied sich für den gefütterten Mantel.
Ihre Tochter schaute zu, wie sich Donna den Mantel zuknöpfte.
»Noch einmal, Kleines, geh nicht aus dem Haus.«
Lucy schüttelte den Kopf. »Wovor soll ich denn Angst haben? Vor den bösen Träumen?«
Donna griff nach der Einkaufstasche. »Ich weiß nicht mal, ob es nur Träume gewesen sind, Prinzessin. Oft denkt man, daß es eigentlich nur Träume sein können, und im nachhinein stellen sie sich als bittere Wahrheit heraus.«
»Dann gab es den Schatten?«
Die Frau hob die Schultern. Sie wollte jetzt nicht mit ihrer Tochter darüber diskutieren. Sie erlaubte Lucy sogar, den Fernseher einzuschalten, denn auf einem bestimmten Kanal lief ein Kinderprogramm, das selbst sie als Lehrerin akzeptierte.
»Mal sehen, was ich mache.« Der eisige Luftzug traf auch das Mädchen, als Donna die Tür geöffnet hatte. Am frühen Morgen war es windstill gewesen, das hatte sich nun geändert. Aus Richtung Norden wehte der Wind und brachte einen Gruß aus der Arktis mit.
Donna stellte sofort den Mantelkragen hoch, um ihre Ohren zu schützen. Bevor sie die Tür zuzog, hatte sie den Wunsch, sich umzudrehen, um ihrer Tochter noch einmal zuzuwinken.
Lucy winkte zurück. Ihr Arm fiel nach unten, als die Tür ins Schloß gefallen war. Augenblicklich veränderte sich ihre Haltung und auch der Ausdruck in ihrem Gesicht. Sie atmete zunächst tief ein, dann drehte sich das Kind mit einer hastigen Bewegung um und lief zurück bis an die Küchentür.
Der Raum war leer.
Lucy nickte. »Aber ich bin nicht allein!« flüsterte sie. »Ich bin nicht allein. Er muß hier sein. Ich spüre ihn. Ich weiß es wirklich genau. Ganz genau.«
Im Flur lauschte sie.
Das Innere des Hauses war in eine seltsame Stille gehüllt, die nur von

einem leisen Summton unterbrochen wurde, der in jedem Raum zu hören war. Das lag nicht daran, daß sich irgendwelche Geister versammelt hatten, sondern an der Heizung, die in einem Parterreraum untergebracht war. Einen Keller gab es in dem Haus nicht. Die Fundamente in den Fels zu treiben, wäre zu teuer gewesen.

Das Kind schritt auf die Treppe zu. Lucy ging nicht normal. Sie bewegte sich wie eine Ballettänzerin, ging meist auf Zehenspitzen und federte nach, wenn sie auftrat.

Plötzlich konnte sie es nicht erwarten, in ihr Zimmer zu gelangen.

Es würde aussehen wie immer, aber trotzdem hatte sich dort etwas verändert. Davon war sie überzeugt. Der Mutter hatte sie nicht immer die Wahrheit gesagt. Lucy wußte sehr genau, was in der letzten Nacht abgelaufen war, besonders in der zweiten Hälfte, als ihr Freund erschienen war.

Ja, ein Freund.

Seinen Namen kannte sie nicht, und deshalb sprach sie von ihm auch nur als von einem Freund. Zudem vertraute sie ihm voll und ganz, ebenso stark wie ihren Eltern.

Die Treppe hatte Lucy hinter sich gelassen. Plötzlich kriegte sie Herzklopfen. Sie nahm den Duft der Tannenzweige wahr, die aus einer Bodenvase hervorschauten. Ihr Mund bewegte sich, sie flüsterte Worte, die sie selbst nicht verstand, aber sie ging weiter. Langsam jetzt, dicht an der Wand entlang, beinahe schon wie eine Fremde, die zum erstenmal das Haus betreten hatte.

Lucy passierte das Schlafzimmer ihrer Eltern, dessen Tür offenstand. Ihre Mutter hatte die Betten noch nicht gerichtet. Merkwürdig.

Lucy ging auf ihre Tür zu. Es waren nur wenige Schritte. Sie erinnerte sich nicht daran, ob sie die Tür nach dem Verlassen des Zimmers geschlossen oder offengelassen hatte. Jedenfalls stand sie jetzt offen. Wenn sie wollte, konnte sie durch den Türspalt schauen.

Das Mädchen blieb stehen. Ihre Hände schwitzten. Auf der Stirn bildeten sich ebenfalls Schweißtropfen, und ihr Herz raste.

Hineingehen oder noch warten?

Sie lauschte.

Und sie hörte die Stimme.

»Lucy, ich habe auf dich gewartet. Komm doch, komm rein! Du weißt es doch. Ich will dir helfen…«

Das Kind atmete tief durch, und in seinen Augen lag plötzlich ein Strahlen.

Ja, sie würde gehen, ihr Freund würde warten. Vielleicht war es auch eine Freundin, so genau konnte sie sich nicht mehr daran erinnern. Jedenfalls mußte sie noch einen kleinen Schritt nach vorn gehen und konnte dann die Tür aufstoßen.

Lucy näherte sich dem Licht!

***

Es war wunderschön. Es war so warm. Es strahlte sie an, ohne sie zu blenden. Es tat ihren Augen nicht mal weh, sondern füllte sie aus, und Lucy, die ihre Augen nicht schloß, konnte alles genau erkennen.

Ihre Möbel, ihr Spielzeug, ihr Bett.

Und vor dem Bett da stand sie, ihre Freundin!

Sie sah aus wie in der Nacht. Sie trug ein hellblaues Kleid und nicht mal Schuhe. Die Hände hatte sie nach außen gedreht, so daß auf den Handflächen die Sterne funkelten.

Auch über dem blonden Haar entdeckte Lucy einen leichten Schimmer, als läge dort ein kostbarer Stein. Das Mädchen stand noch an der Tür. Es hatte eine Hand auf die Klinke gelegt, obwohl dies nicht nötig war, und es atmete diese herrliche Luft ein, die so anders war als die übrige. So rein, so unverdorben, auch nicht so kalt wie draußen. Es war eine völlig fremde Luft für sie.

»Willst du nicht hereinkommen?« fragte ihre Freundin. Ihre Worte hörten sich an, als würde sie singen. Jedes Wort war von einem leichten Vibrieren begleitet worden, und Lucy traute sich nicht, die Schwelle zu überschreiten. Noch war ihr die Veränderung im eigenen Zimmer zu fremd, denn sie hatte noch etwas gesehen, was nicht in ihr Bild paßte.

Es hing eben mit dieser Freundin zusammen, die zwar vor ihr stand, aber den Boden mit ihren bloßen Füßen nicht berührte. Sie schwebte einfach über ihm.

»Was willst du?« fragte Lucy.

»Freundinnen sind dazu da, um sich zu beschützen. Deshalb bin ich hier, Lucy.«

»Aha.« Sie nickte, aber sie hatte nichts begriffen. Dann senkte sie wieder ihren Blick und fragte mit leiser Stimme: »Frierst du nicht? Du hast keine Schuhe an.«

»Nein, Lucy, ich friere nicht mehr.«

»Warum das denn nicht, wo ich doch friere.«

Die Freundin lachte silberhell auf. »Vielleicht erzähle ich es dir später einmal.« Sie streckte Lucy ihre Hand entgegen. »Jetzt komm in dein Zimmer.«

Lucy Tarlington ließ sich nicht zweimal bitten. Sie betrat den Raum, der ihr als eigene Welt so vertraut war. Nun wirkte er trotz dieser Vertrautheit so fremd, was am Licht lag, am Geruch und an der wartenden Person.

Eine kleine Welt für sich. Ein neues. Universum. Ein Raum, in dem Lucy schlief, spielte und sich wohl fühlte. Das alles war jetzt in den Hintergrund getreten. Hier herrschte eine völlig andere Atmosphäre, denn sie war von der vertrauten Fremden mitgebracht worden.

Wie unter einem Zwang stehend, schritt Lucy auf die Frau zu. Sie war

kein Kind mehr, sie war auch nicht erwachsen, sie lag irgendwo dazwischen, und sie war auf ihre Art wunderschön. In diesem relativ kleinen Zimmer wirkte sie wie ein Fremdkörper. Man hätte sie sich eher auf einer mit bunten Blumen geschmückten Frühlingswiese vorstellen können. Dazu paßte auch das blaue Sommerkleid.

Das Licht tanzte wie eine blitzende Kugel auf ihrem Kopf. Zugleich auch auf der Handfläche. Sie schien es aus einer fernen Sternenwelt mitgebracht zu haben, und als Lucy direkt in das Gesicht der Freundin schaute, da entdeckte sie das Lächeln. Es hieß sie willkommen.

Lucy blieb dicht vor der rätselhaften Freundin stehen.

Sie sprach nicht. Sie war einfach zu erstaunt und mußte erst mit den Gegebenheiten fertig werden. Lucy hatte die Fremde zwar erst einmal gesehen, dennoch kam sie ihr so vertraut vor wie ihre beste Freundin.

Beide lächelten sich an.

Die andere nickte.

Lucy faßte dies als Aufforderung auf. Sie hob den Arm an und drehte der anderen die Handfläche zu, so daß die Frau gegen sie schauen konnte.

»Woher kommst du?«

Die andere lächelte nur.

»Darf ich dich anfassen?« Lucy traute sich jetzt mehr.

Nicken.

Das Mädchen streckte den Arm vor. Die Hand näherte sich der Besucherin. Über die Finger rann plötzlich ein Kribbeln, was Lucy allerdings nicht unangenehm war. Sie traute sich mehr, hob den Arm an und bewegte ihn auf das Gesicht zu.

Es kam zum Kontakt. Lucy spürte ihn, aber sie fand kaum einen Widerstand. Etwas strich über ihre Haut hinweg. Ungewöhnlich zart wie Watte, aber auch kühl und trotzdem warm. Es war angenehm für das Mädchen, denn Lucy hatte den Eindruck, als wäre die andere Kraft dabei, auch auf sie überzugehen und bei ihr etwas zu verändern. Sie fühlte sich mit einemmal so leicht, als stünde sie nicht mehr auf dem Boden, sondern etwas darüber. Das brachte sie auf den Gedanken, auf den Boden zu schauen, denn schon beim Eintreten war ihr etwas aufgefallen. Sie hatte nicht genau herausfinden können, ob die Besucherin nun auf dem Fußboden stand oder dicht darüber schwebte. Auch jetzt war es nicht zu sehen. Es konnte durchaus sein, daß die Fremde den Halt nicht nötig hatte, sie war eben anders, und auch Lucy wußte nicht, ob sie den Boden nun berührte oder nicht.

Jedenfalls erlebte sie etwas völlig Neues. Diese Welt war für sie anders geworden, auch wenn sie äußerlich gleich geblieben war, aber von einer Kraft, die von den Sternen kam, einer Kraft, der Lucy großes Vertrauen entgegenbrachte.

»Du mußt dich anziehen, Lucy…«

Zum erstenmal hatte das Mädchen die Stimme der Besucherin gehört, und sie fragte sich sofort, ob da ein Mensch gesprochen hatte oder nicht. Gut, es war eine menschliche Stimme gewesen, aber sie hatte trotzdem anders geklungen. Nahe und doch entfernt. Sphärisch, wie von einer fremden Musik unterlegt. Aber auch vertrauensvoll, denn Lucy dachte nicht im Traum daran, diese Stimme als feindlich einzustufen; sie war so freundlich und warm, man konnte sich in ihrem Klang geborgen fühlen, und Lucy freute sich auf weitere Unterhaltungen.

»Warum muß ich mich denn anziehen? Bist du nicht gekommen, um mit mir zu spielen? Ich habe dich schon in der Nacht gesehen, ich wußte, daß du kommst. Ich habe dich erwartet. Ich habe mich gefreut. Jetzt bist du hier, und ich…«

»Nein, wir werden nicht spielen. Wir werden weggehen. Wir können nicht hier bei dir bleiben. Du mußt weg.«

»Warum?«

»Weil du in Gefahr bist!« Die andere hatte lauter gesprochen, und ihre Worte waren von einem hohen Vibrieren begleitet, als läge eine fremde Musik über der Stimme.

»Gefahr? Wer denn?«

»Denk an deinen Traum.«

Die Erinnerung daran war zwar ein wenig verblaßt, nun aber wurde sie wieder hervorgeholt, und Lucy erinnerte sich daran, wie sie verfolgt worden war. Etwas Dunkles, Großes, Unheimliches war ihr auf den Fersen gewesen. Es hatte sie gejagt, es hatte sie gehetzt, es war immer über ihr gewesen, ein gewaltiger Schatten mit ebenso gewaltigen Schwingen oder Flügeln, die sich nur langsam bewegt hatten, aber wie ein Motor wirkten, der den Schatten antrieb.

Ihr wurde kalt. Die Erinnerung ließ sie frösteln. Etwas preßte sich in ihrem Körper zusammen, als hätte jemand ihre Seele zwischen zwei Hände genommen, um sie zu drücken.

»Erinnerst du dich?«

»Ja – stimmt.«

»Er wird dich verfolgen, er will dich. Und wenn du mir noch immer nicht glaubst, dann heb deine Hand und berühre deinen Hals und die Pickel.«

Lucy vertraute der neuen Freundin. Sie tastete sich an die erwähnte Stelle, vor und fühlte unter den Fingerspitzen tatsächlich die beiden Erhöhungen. Am letzten Abend waren sie noch nicht dort gewesen. Sie mußte sie sich in der Nacht geholt haben, wie auch immer.

Um die kleinen Pocken herum war die Haut hart geworden.

»Hast du es gespürt, Lucy?«

»Ja.«

»Und du weißt nicht, woher sie stammen?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Ich kann es dir aber sagen, Kleine. Man hat dich verfolgt. Man war hinter dir her. Du hast einen sehr mächtigen und abgrundtief bösen Feind, kleine Lucy. Es ist der Schatten, der durch die Welten segelt, der es nicht begreifen kann, daß dein Blut verloren ist. Er will es sich holen, er wird dich immer finden und verfolgen, bis er dann brutal zuschlägt, so daß du dich nicht wehren kannst.«

»Ich kann es aber nicht glauben.«

»Aber du kennst ihn!«

Lucy hob die Schultern. »Ich habe ihn im Turm gesehen, glaube ich. Ja, im Turm.«

»Richtig, meine Kleine. Es ist ein Phantom gewesen, ein Vampir-Phantom. Man hat ihn nicht so vernichten können, wie es nötig gewesen wäre. Er gibt nicht auf, er wird dich weiterhin jagen, und er hat es schon einmal geschafft, die Grenze zu überschreiten.«

»Grenze?«

»Er war bei dir.«

Lucy runzelte die Augenbrauen. Sie war etwas durcheinander. So einfach konnte sie den Erklärungen nicht folgen, obwohl sie wußte, von wem ihre Besucherin sprach.

Die Freundin lächelte ihr aufmunternd zu. »Es gibt eben Grenzen, die du als Mensch nicht überschreiten kannst. Aber wenn du jemand anderer bist, und deine menschlichen Unzulänglichkeiten abgelegt hast, wirst du erleben, daß Grenzen doch zu überschreiten sind. Das geht alles wunderbar, denn die Grenzen sind eingerissen. Du wirst dich an andere Welten gewöhnen können, du wirst mit ihnen umgehen, als wärst du darin aufgewachsen, aber das ist nur der Fall, wenn du einen bestimmten Zustand erreicht hast. Du, Lucy, bist noch nicht soweit, und ich möchte nicht, daß du so schnell in diese Lage hineingerätst. Deshalb bin ich gekommen, um dich zu schützen, auch weil die anderen Welten manchmal so fremd, böse und grausam sein können.«

Lucy hatte zwar zugehört, aber kaum etwas begriffen. Sie wollte nicht mehr an den Schrecken im Turm erinnert werden, das alles sollte weit, weit zurückliegen und begraben werden. Sie wollte auch nicht mehr an die blutige Lucy denken, aber ihre Besucherin schien das anders zu sehen.

»Er will mein Blut?« fragte sie.

»So ist es.«

»Dann ist er nicht tot?«

»Ja und nein. Er ist ein Phantom. Er befindet sich in einem anderen Zustand. Aber darüber möchte ich mit dir jetzt nicht sprechen, kleine Lucy. Er hat einen ersten Versuch unternommen. Du hast Glück gehabt, daß es ihm nicht gelang, sich bei dir festzusaugen. Er konnte

vertrieben werden, doch das wird nicht immer der Fall sein. Deshalb zieh dich an, denn ich werde dich wegbringen.«

»Wohin denn?«

»Das werden wir sehen, Lucy.«

»Und meine Eltern?«

»Bleiben hier.«

»Sie müssen Bescheid wissen.«

Die Besucherin faßte sich in große Geduld. »Keine Sorge, sie werden alles erfahren, nur nicht jetzt.«

Lucy nickte. Sie wußte, was sie zu tun hatte. Sie bewegte sich, wie von einem Strahl geleitet, auf ihren Schrank zu, in dem auch ein Wintermantel hing. Ihn wollte sie anziehen und nicht die gefütterte Anorak-Jacke, die unten an der Garderobe ihren Platz gefunden hatte. Lucy tat alles wie in einer Trance. Sie bekam gar nicht richtig mit, daß sie die Schranktür öffnete, nach dem Mantel griff, ihn herausholte, um ihn dann überzustreifen.

Sie drehte sich wieder um. Ihre Besucherin stand noch im Zimmer.

Nein, sie schwebte über dem Boden, berührte ihn nicht mal mit ihren nackten Füßen.

»Bist du fertig, Lucy?«

Das Mädchen knöpfte den obersten Knopf zu. »Ja, ich bin fertig. Aber ich möchte dich noch etwas fragen.«

»Bitte.«

»Du bist wie eine Freundin, obwohl ich dich erst so kurz kenne. Ich habe Vertrauen zu dir, ich mag dich, und ich bin auch nicht gegen dich. Aber du bist mir auch fremd.« Sie spielte verlegen mit dem Saum des Mantels. »Ich weiß nicht mal, wie du heißt. Hast du keinen Namen?«

»Ist das denn so wichtig?« fragte die Besucherin.

»Für mich schon. Ich habe so etwas wie dich ja nie kennengelernt. Du bist jetzt meine Freundin.«

»Du hast recht, Lucy. Ich bin eine Freundin. Ich bin deine Freundin. Dabei sollten wir es belassen.«

»Wieso denn?«

»Du kannst mich Freundin nennen. Einfach nur Freundin. Das ist der Name, der mir am besten gefällt.«

Lucy staunte. »Mehr nicht?«

»Nein, mehr nicht.« Die Freundin streckte den Arm aus. »Es wird Zeit für uns. Oder willst du, daß der Schatten dich findet?«

»Nein, das nicht.«

»Dann vertraue mir.«

Lucy ging auf die Freundin zu. Noch immer schauten ihre Augen groß und staunend, als könnte sie das neue Leben, in das sie eintrat, nicht fassen.

Mit dem dritten Schritt ließ sie die Grenze hinter sich. Es war eine Grenze, auch wenn sie nicht zu sehen war. Lucy geriet in eine andere Welt hinein. Sie fühlte sich von ihr gepackt, ihre Füße verloren den Kontakt mit dem Fußboden. Das Zimmer sah sie immer noch, aber die Perspektive war eine andere geworden.

Alles glitt von ihr weg. Immer weiter, immer kleiner. Alles verzerrte sich auf eine seltsame Art und Weise. Es tauchte in den Hintergrund, es wurde klein und kleiner, aber es war noch sehr deutlich erkennbar. Sie hatte das Gefühl, auf derselben Stelle zu stehen, sich aber trotzdem zu bewegen.

Über dieses Phänomen dachte sie nicht nach. Das war ihr unmöglich. Die Welt war nicht mehr die, die sie kannte. Sie war in einen Taumel hineingeraten, sie entschwand.

Weg, immer weiter weg.

Weit weg…

Lucy hatte den Boden der Realität verlassen und die Grenze einfach überschritten…

***

»Lucy! Lucy! Ich bin wieder zurück!« Donna Tarlington hatte die Haustür aufgeschlossen und war über die Schwelle hinweg ins Warme gehuscht. Für sie war wichtig gewesen, die beißende Kälte zu verlassen. Auch Menschen, die sich gern im Winter draußen aufhielten, hätten dieser Kälte nichts abgewinnen können, erst recht nicht, weil sie von einem kalten Nordwind aufgewirbelt wurde. Der Wind schnitt einen ins Gesicht wie zahlreiche Messer.

Die Frau schüttelte sich und war froh, in der Wärme zu stehen. Die gefüllte Einkaufstasche hatte sie abgestellt, wobei drei Mandarinen über den Rand der vollen Tasche hinweggerollt waren und nun über den Boden kullerten. Während Donna den Mantel auszog, auch den Schal abnahm, beides aufhängte und dann die Mandarinen wieder zurück in die Tasche legte, dachte sie daran, daß sie den Namen ihrer Tochter gerufen, diese sich aber nicht gemeldet hatte.

Donna brachte die Tasche in die Küche. Sie putzte ihre rot gewordene Nase, ging wieder in den Flur und rief lauthals den Namen ihrer Tochter.

Wenn man nicht gerade taub war, hätte man es hören müssen, doch es blieb still.

Plötzlich spürte Donna das wahnsinnige Gefühl der Angst. Eine böse Kälte breitete sich in ihrem Innern aus, die anders war als die draußen vor dem Haus.

Es war etwas passiert. Sie wußte es, ohne den Beweis dafür bekommen zu haben. Daß Lucy ihr nicht geantwortet hatte, ließ darauf schließen, daß nicht alles so gelaufen war, wie sie es sich

vorgestellt hatte. Und schon drangen die ersten Vorwürfe in ihr hoch. Sie hätte Lucy nicht allein lassen sollen, auf keinen Fall, aber sie hatte einkaufen müssen, zudem war es Tag, und da hielten sich die Geschöpfe der Nacht zurück, wie ihr dieser John Sinclair erklärt hatte.

Donna Tarlington merkte kaum, daß sie die Treppe hochstieg. Erst in der oberen Etage fand sie sich wieder zurück, da tauchte sie aus ihrer Isolation auf. Sie schritt über den Flur und öffnete dabei die Türen zum Schlaf- und Gästezimmer. Sie schaute in das Bad hinein und ging dann dorthin, wo sie ihre Tochter vermutet hätte.

Die Tür war nicht geschlossen. Sie stand einladend weit offen.

Donna dachte an die beiden Male am Hals ihrer Tochter. Das waren keine Pubertäts- oder Allergiepickel, das war etwas anderes. Da hatte jemand versucht, Lucy zu verletzen oder zu beißen. Er hatte es nicht geschafft, weil ihn etwas davon abgehalten hatte.

Aber er würde es wieder versuchen, und Donna dachte natürlich mit Grauen an das Vampir-Phantom, das in diesen finsteren Nächten sein Unwesen trieb.

Sie ging in den Raum. Sie wollte nicht dabei denken. Sie wollte sich auch nicht vorstellen, wie es war, wenn sie ihre Tochter starr auf dem Bett oder dem Fußboden liegen sah. Das alles schraubte sie aus ihrem Kopf. Sie wollte nur, sie wollte…

Das Zimmer war leer.

Donna stieß den Atem heftig aus. Sie hatte gegen einen Schwindel anzukämpfen. Ihre Knie waren aufgeweicht, und nur mühsam konnte sich die Frau auf den Beinen halten.

Lucy war weg! Sie war gegangen. Oder war sie geholt worden?

Donna spürte die Fragen wie Schmerzstiche in ihrem Kopf. Sie fing an, das Zimmer zu durchsuchen. Sie bewegte sich hektisch, ging zum Kleiderschrank ihrer Tochter, riß ihn auf, wühlte in ihren Sachen herum und sah sofort, daß der Wintermantel nicht mehr an seinem Platz hing. Er war verschwunden. Lucy mußte ihn angezogen haben.

»Nein«, sagte Donna, »das kann doch nicht wahr sein.« Tränen stürzten aus ihren Augen. Sie zitterte am ganzen Leib. Sollte dieses Grauen wieder von vorn beginnen? Es lag einige Tage zurück, sie hatten es relativ gut überstanden, auch deshalb, weil die Tarlingtons in ihrer Familie Halt fanden. Nun aber war dieser Halt brutal zerrissen worden.

Lucy war weg.

Einfach so?

Donna konnte sich nicht vorstellen, daß Lucy ihr Versprechen gebrochen hatte. Nein, das tat sie nicht. Sie hatte versprochen, im Haus zu bleiben, und Donna wußte, daß sie sich in dieser Hinsicht auf Lucy verlassen konnte. Wäre sie für mehrere Stunden verschwunden gewesen, hätten die Dinge ganz anders ausgesehen.

»Nicht freiwillig«, flüsterte sie. »Lucy ist nicht freiwillig gegangen.« Während sie diese Worte sprach, entstand vor ihrem geistigen Auge wieder ein Bild.

Sie sah das unheimliche Vampir-Phantom vor sich. Dieses Gebilde des Schreckens. Das Zerrbild aus einer schrecklichen und nicht begreifbaren Welt.

Mit schleppenden Schritten verließ sie das Kinderzimmer. Im Flur blieb sie stehen, den Blick ins Leere gerichtet. Donna wußte genau, daß sie etwas unternehmen mußte, aber sie war blockiert und konnte sich nicht entscheiden, was sie tun sollte.

Lucy ist weg! Es war der eine Satz, der sich immer wieder durch ihren Schädel bohrte. Ihre Tochter war verschwunden, daran kam sie einfach nicht vorbei. Sie war nicht mehr da. Sie hatte sich aufgelöst. Man hatte sie entführt, man hatte sie ermordet, man hatte sie…

»Ich muß Jack Bescheid sagen. Himmel, er muß sofort seine Arbeit liegenlassen und herkommen!« Donna war froh, daß ihr dieser Gedanke gekommen war, denn er lenkte sie zumindest für eine gewisse Weile von der großen Sorge ab.

Stolpernd lief sie die Treppe hinab, schrammte noch mit der Schulter über die an der Wand hängende Weihnachtsdekoration hinweg, die sie fast heruntergerissen hätte, hielt sich am Geländer fest und konnte endlich in die Küche eilen.

Mit zitternden Fingern umklammerte sie das tragbare Telefon.

Zweimal verwählte sie sich, während sie mit den Tränen kämpfte, aber beim drittenmal hatte sie es geschafft.

Glücklicherweise befand sich Jack an seinem Arbeitsplatz. Donna konnte nicht sprechen, als sie seine Stimme hörte. Sie gab nur schluchzende Laute von sich, aber Jack hatte schnell geschaltet.

»Bist du es, Donna?«

Sie nickte.

»He, bist du es?«

»Ja, Jack, ich…«

Tarlington schwieg sekundenlang. Donna konnte sich vorstellen, daß es jetzt in seinem Kopf rotierte. Er war ja nicht dumm, er dachte sicherlich einen Schritt weiter, und das bewies er auch mit der folgenden Frage. »Geht es um Lucy?«

Plötzlich konnte sich Donna nicht mehr beherrschen. Als ihr Mann Lucys Namen erwähnt hatte, da brach bei ihr der Damm. Vorbei war es mit der Selbstbeherrschung. »Ja, ja, ja!« schrie sie. »Es geht um Lucy. Sie ist weg, Jack. Sie ist verschwunden. Sie ist nicht mehr da. Man hat sie geholt, verstehst du?«

»O Gott«, sagte Tarlington nur. »O Gott…«

***

Advent – Vorweihnachtszeit, die Wochen der Besinnung sollten sie eigentlich sein oder sollten es werden, aber die meisten Menschen wurden in dieser Zeit von einer wahnsinnigen Hektik gepackt, die schließlich in einen übergroßen Streß mündete, mit dem sie oft selbst nicht mehr zurechtkamen, Nerven lagen blank und Streit in der Luft. In manchen Familien spielten sich regelrechte Dramen ab.

Die Geschäftsleute kümmerte das nicht. Sie wollten verkaufen und träufelten deshalb durch Musik und Dekorationen das süße Gift des Kitsches und der Melancholie auf die Seelen der Menschen. Erst mußten die aufgeweicht werden, danach die Geldbörsen der Käufer.

An mir prallte dieser Weihnachtsstreß ab. Erstens war ich kein großer Freund davon – obwohl ich gern über Weihnachtsmärkte in kleinen Orten ging –, und zweitens ließ es mein Job einfach nicht zu, daß ich mir beim Besorgen von Geschenken zuviel Zeit nahm. Ich war zu angespannt, lebte zudem allein, und es wäre vielleicht anders gewesen, hätte ich mit einer Partnerin zusammengewohnt.

Bei Ehepaaren ist das ja oft genug anders. Da sorgen dann die Frauen für die vorweihnachtliche Stimmung, und selbst wer aus einem anderen Glaubens- und Kulturkreis stammte, paßte sich oft genug an. Das hatte ich bei Shao und Suko erlebt, deren Wohnung in der Vorweihnachtszeit mehr durch das Licht dicker, roter Kerzen erhellt wurde, als durch die normalen Lampen.

Und Shao schaffte es auch immer wieder, Suko an ein oder zwei Abenden dazu zu überreden, mit ihr loszufahren und nach irgendwelchen Weihnachtsgeschenken zu suchen, was ihr Spaß bereitete, Suko weniger, das wußte ich, das hatte er mir erzählt, denn er wanderte oft genug mit einem stoischen Gesichtsausdruck neben ihr her, wartete dann vor irgendwelchen Geschäften und wurde als zweibeiniger Lastesel mißbraucht.

Auch ich entkam dem Streß niemals so richtig. Dafür sorgte vor allen Dingen Sheila Conolly, die Frau meines alten Freundes Bill, die stets in der Vorweihnachtszeit zu einem opulenten Essen einlud.

Ich saß nicht nur einmal im Jahr bei den Conollys am Tisch, aber das Essen in der Weihnachtszeit war immer etwas Besonderes. Es begann bereits am späten Nachmittag, und Sheila schaffte es immer, eine Gans so zuzubereiten, daß einem schon vom Hinsehen das Wasser im Mund zusammenlief. Auch der Duft, der aus der Küche strömte und sich im ganzen Haus verteilte, auch in Bills Arbeitszimmer, wo wir uns beide aufhielten, war etwas Besonderes.

Ebenso wie der Rotwein, den Bill aus dem Keller geholt hatte und der zu dem Besten gehörte, was der französische Markt zu bieten hatte. Er war vollmundig, hatte eine wunderbare Reife und einen langen Abgang.

Wir saßen uns gegenüber, tranken, hatten die Beine hochgelegt und

genossen die bequeme Couch. Ich konnte aus dem Fenster in den Garten schauen, wo mehrere Tannen den Glanz der kleinen Lichterketten widerspiegelten, die Sheila über die Bäume gehängt hatte.

Hinzu kamen die normalen Scheinwerfer, die ebenfalls ihr Licht abgaben, so daß es nie ganz dunkel wurde.

Der Garten war durch die Lichter zu einer Insel geworden, die wie ein wahr gewordener Traum aus einer anderen Welt wirkte. Der Anblick, die Ruhe und auch der Wein hatten es geschafft, mich locker und entspannt zu machen, und ich hatten den letzten Fall vergessen, der ziemlich böse gewesen war. Er hatte mich in den Kurort Bath geführt, wo drei Frauen einem Stierdämon zu Diensten gewesen waren, dessen Inneres vom Höllenfeuer beherrscht worden war.

Diese Frauen – Untote – existierten nicht mehr, aber es war auch ein Mann gestorben, der mich erst auf die Spur gebracht hatte, und das hatte mich schon irgendwo getroffen, weil mir wieder einmal die Grenzen aufgezeigt worden waren. Es war nicht möglich gewesen, ihn vor einem tödlichen Schaden zu bewahren, und manchmal kam ich mir vor wie jemand, der einen Stein einen Berg hochrollt, kurz vor dem Gipfel aber die Kraft verliert, so daß der Stein wieder zurück ins Tal rollt und der Mann die Arbeit erneut aufnehmen muß.

Irgendwo sah Bill mir an, welche Gedanken ich wälzte, und er fragte: »Was ist los?«

Ich hob die Schultern. »Nicht viel.«

»Du hast nachgedacht?«

»Stimmt.«

»Über deinen Job?«

»Stimmt auch.«

Bill bewegte die Hand mit seinem Weinglas auf mich zu. »Den solltest du heute abend vergessen, Alter. Und wenn du davon anfängst, kriegt Sheila die Krise.«

»Kann ich mir denken.«

»Sie will davon nichts hören. Sprich über ihre Gans, über Kinder oder über die neuesten Filme, meinetwegen auch über den Weihnachtsstreß, aber laß den Job ruhen.«

Ich grinste. »Das werde ich versuchen.« Wir stießen an und lauschten dem hellen Klingen der Gläser. Danach tranken wir einen Schluck. Es war ein Genuß, wie der Wein über unsere Zungen rann.

»Dein Sohn und mein Patenkind wird heute abend hier nicht erscheinen?« fragte ich, als ich das Glas wieder zurück auf den Tisch stellte.

»Das weiß ich nicht.«

»Wieso?«

»Er ist in der Schule beschäftigt. Seine Klasse probt zusammen mit

einer anderen die Aufführung eines Musicals in der Schulaula. Am letzten Schultag vor den Ferien ist dann Premiere. Wenn du Lust hast, kannst du kommen. Du bist herzlich eingeladen.«

»Mal sehen. Was spielt Johnny denn?«

»Keine Ahnung. Er macht daraus ein Geheimnis, aber er hat viel Spaß dabei.«

»Das kann ich mir denken.«

Bill hob die Schultern. »Die Kinder werden groß. Die Zeiten ändern sich, die alten sind vorbei, die neuen haben uns längst erreicht, und wir müssen uns darauf einstellen.«

»Hört, hört, das klingt nach einer Bilanz.«

Der Reporter hob die Schultern. »Wenn du das so siehst, kann es durchaus sein.«

»Machst du das öfter?«

»Kaum, aber immer gegen Ende des Jahres, wenn ich dazu in der richtigen Stimmung bin. Wie sieht es bei dir aus? Wo willst du den Jahreswechsel feiern? – Warst du im letzten Jahr nicht bei deinen Eltern in Lauder?«

»Richtig. Und auf der Rückfahrt bin ich über die verfluchten Satanisten gestolpert.«

»Daran erinnere ich mich.«

»Was ich in diesem Jahr machen werden, weiß ich noch nicht.« Ich drehte das Glas in den Händen und schaute zu, wie sich das Licht auf der Oberfläche des Weins spiegelte. »Meine Eltern möchten natürlich eine Wiederholung, aber ich denke nicht, daß ich wieder zu ihnen hochfahre.«

»Bei uns steht auch noch nichts fest.«

»Oder wir feiern mal wieder alle zusammen.«

»Wäre auch nicht schlecht«, stimmte Bill zu. »Mit Glenda, Jane, Suko, Lady Sarah und so weiter.«

Ich grinste. »Krieg die mal alle unter einen Hut.«

»Und es darf nichts dazwischenkommen!« bemerkte Bill. »Das ist auch wichtig.«

»Richtig!« bestätigte ich. »Der letzte Fall wird dir wohl gereicht haben.«

»Und ob, John, das hat er.« Bill schüttelte den Kopf. »Wenn ich nicht meine Goldene Pistole mitgenommen hätte, dann wären wir da wohl kaum mit heiler Haut herausgekommen.«

Da hatte er recht, denn durch den Einsatz dieser ultimativen Waffe hatte Bill Conolly dafür gesorgt, daß der kleine Ort Lianfair nicht von Vampiren heimgesucht worden war. Sie waren durch den Schleim vernichtet worden und hatten sich innerhalb der Blase aufgelöst. Selbst Knochen waren nicht mehr zurückgeblieben.

»Hast du was von Frantisek Marek gehört, John? Ist er wieder gut in

seiner Heimat gelandet?«
»Ja. Er rief an. Es ist alles okay.«
»Auch mit seinem Pendel?«
»Auch damit.«
»Wobei mir das Vampir-Phantom nicht aus dem Kopf will.« Bill schaute versonnen in sein Rotweinglas. »Ich frage mich immer wieder, ob wir es tatsächlich vernichtet haben oder ob es uns nur getäuscht hat und irgendwann wieder erscheint.«
»He, he!« protestierte ich. »Jetzt bist du es aber gewesen, der wieder intensiv über den Job redet.«
Bills Antwort war mit einem Grinsen verbunden. »Solange Sheila nicht zuhört, ist mir das egal.«
»Stimmt auch wieder.«
»Was denkst du über das Phantom? Ich habe seine Vernichtung nur aus deinen Erzählungen mitbekommen. Ist es nun weg, oder gibt es diese Gestalt noch?«
»Ich hoffe, daß sie weg ist.«
»Genaues weißt du aber nicht?«
»Nein, aber es löste sich im Turm dort oben auf und verschwand. Die Kraft des Vampirpendels hat das Phantom geschwächt. Du darfst nicht vergessen, daß es ein Wesen war, wie wir es noch nicht erlebt haben. Es hat sich in der Nähe des Grafen Dracula aufgehalten, es hat die Jahrhunderte überlebt, und es hat auch noch diese Zunita erlebt, die man damals als Hexe verbrannte und deren Gesicht in versteinerter Form auf dem Pendel zu sehen ist.«
Bill genoß den nächsten Schluck Rotwein mit geschlossenen Augen. »Ziemlich viel Vergangenheit, findest du nicht auch?«
»Wie man's nimmt. Daran habe ich mich gewöhnt.«
»Wenig Gegenwart.«
Ich war etwas irritiert. »Wie meinst du das denn?«
»Es ist so, John, ich denke nach wie vor an das Vampir-Phantom. Kann es sein, daß es sich nur in irgendeine Dimension zurückgezogen hat, um zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder zu erscheinen? Rechnest du auch damit?«
»Auch wenn ich dich enttäuschen muß, Bill, bisher habe ich nichts davon mitbekommen.«
»Stimmt auch wieder.«
»Sollen wir das nicht an einem Abend wie diesem einfach vergessen? Es ist vorbei und…«
Mein Freund hob die Schultern. »Wetten möchte ich darauf nicht, aber du hast recht. Vergessen wir die Sache.« Er hatte den Satz kaum beendet, da schob Sheila von außen her die Tür auf und betrat lächelnd das Büro. Sie sah aus wie eine Köchin, der es Spaß machte, das Essen zuzubereiten. Vor ihre Jeans hatte sie eine weiße Schürze

gebunden. Die Ärmel des roten Pullovers waren in die Höhe gestreift worden, und ihre Augen blitzten. Das blonde Haar hatte sie kurz schneiden lassen. Es umgab ihren Kopf wie ein fransiger Helm.

Ihre Augen strahlten, als sie sagte: »Es dauert nicht mehr lange, aber das Warten wird sich lohnen.«

»Hast du schon gekostet?« fragte ich.

»Nur von der Soße, John. Wenn die Gans so schmeckt wie die Soße, dann können wir uns freuen.«

»Das schaffst du doch leicht. So eine Superköchin, wie du es bist. Keine Probleme.«

»So einfach ist das nicht, und auch Köchinnen haben mal einen schlechten Tag, zumindest brauchen sie mal eine Pause.«

Bisher hatte sie die Hände hinter dem Rücken versteckt gehalten, nun aber brachte sie sie nach vorn, und wir sahen, daß sie ein Rotweinglas festhielt.

»Das also ist deine Pause«, sagte ich und griff zur Flasche, da sie in meiner Reichweite stand. Ich erhob mich und schenkte ihr Wein ein.

Dann waren Bill und ich an der Reihe. Ich konnte an diesem Abend trinken, denn ich brauchte nicht mehr zu fahren.

Wir stießen an.

»Worauf?« fragte Sheila noch.

»Auf deine Gans.«

»In Ordnung, John.«

Die Gläser klangen gegeneinander, und das Echo wehte durch den Raum.

Es kam selten vor, daß wir in einer so guten Stimmung beisammen waren. Hin und wieder im Sommer, wenn es die Zeit zuließ und die Conollys ein kleines Gartenfest gaben, aber oft genug waren wir auch durch berufliche Dinge gestört worden. Allein das Haus der Conollys war schon mehrmals durch schwarzmagische Kräfte angegriffen worden. Oder wir waren einfach nur durch einen Anruf aus unserer Stimmung hervorgerissen worden.

Sheila hatte noch Zeit und setzte sich. »Worüber habt ihr beide euch denn unterhalten?« wollte sie wissen. In ihrem Blick lag etwas Lauerndes, denn sie hatte einen bestimmten Verdacht.

Bill gab die Antwort. »Über dieses und jenes, doch nichts Weltbewegendes.«

»War es der Job?«

»Wir haben das Thema nur gestreift«, sagte ich.

Sheila lächelte mich fast bissig an. »Und das soll ich dir glauben, Geisterjäger?«

»Warum nicht?«

»Weil ich dich kenne, weil ich auch meinen Mann gut kenne. Wenn ihr beide zusammenhockt, dann sind nicht die Frauen euer Thema,

wie sonst üblich bei Männern, sondern die Arbeit.«
Ich hob die Hand. »Einspruch, Frau Richterin. Wir haben doch nichts gegen Frauen.«
»Das weiß ich. Aber wenn jemand mit seiner Arbeit verheiratet ist wie du, John, dann redet er immer darüber.«
»Wir haben uns über Johnny unterhalten und über seine neue Karriere, die er eingeschlagen hat.«
»Wieso?« Meine Antwort hatte Sheila irritiert.
Ich lächelte sie an. »Ich hörte, daß er in einem Musical mitspielt und schon auf den Brettern steht, die die Welt bedeuten.«
Sie winkte ab. »Das kannst du mir sagen, John, aber, um Himmels willen, nicht ihm! Setz ihm nur keinen Floh ins Ohr!«
»Nein, das nicht, aber Bill hat mich zur Premiere eingeladen, und ich überlege, ob ich meinem Patenkind nicht zuschauen soll – am Beginn seiner Karriere.«
»Erst soll er für seine Schule sorgen.«
»Typisch Mutter«, meinte ich.
»Würdest du das auch sagen, wenn du Kinder hättest, John?«
»Das wird mir wohl nicht vergönnt sein.«
Bill fing an zu lachen und sagte dann: »Was machst du denn, wenn plötzlich jemand anruft und dich als seinen Vater bezeichnet? Dann wirst du aber blöd aus der Wäsche gucken.«
»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.«
»Erzähl doch keinen Mist, Bill!« beschwerte sich Sheila.
»Wieso? John ist kein Chorknabe. Ist er nie gewesen, das kann ich behaupten. Wenn ich da an unsere Studentenzeit denke und an die…«
Diesmal war ich froh, daß sich das Telefon meldete, so konnte Bill nicht noch weiter in die Vergangenheit schweifen, die in der Tat sehr unruhig gewesen war. Und meine Mutter machte sich in so manch schlafloser Nacht Sorgen, im Gegensatz zu meinem Vater, der immer nur still in sich hineingegrinst hatte und sich überhaupt nicht darüber aufregen konnte. Schließlich hatte auch er mal studiert.
»Warum jetzt?« fragte Sheila.
»Vielleicht ist es Johnny.«
»Das glaube ich nicht. Er hat doch Probe.«
Der Apparat tutete noch immer, und ich fragte, ob ich abheben sollte.
»Nein, das übernehme ich«, sagte Bill nach dem fünften Tuten und hob den Hörer ab. Er saß dabei auf der Kante seines Schreibtisches, so konnten Sheila und ich ihn im Auge behalten. Hatte er bisher entspannt ausgesehen, so änderte sich dies schlagartig, als er den Namen des Anrufers erfuhr und diesen auch laut und deutlich wiederholte.
»Jack Tarlington?«

Ich saß plötzlich wie auf heißen Kohlen. Von einer Sekunde zur anderen war meine Entspannung verschwunden, zugleich merkte ich, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Bill schaltete den Lautsprecher ein, so daß wir mithören konnten.

Sheila ahnte schon etwas, sagte aber nichts, sondern holte nur schnaufend Luft.

Die Stimme des Mannes aus Lianfair klang gepreßt. So redete nur jemand, der unter Druck stand und große Sorgen hatte. »Ich muß Ihnen sagen, daß Lucy verschwunden ist.«

»Ihre Tochter?«

»Ja, sie ist weg.«

»Ähm – von zu Hause weggelaufen? Das gibt es. Kinder tun es, weil sie plötzlich von einem abenteuerlichen Drang überfallen werden und sich…«

»Nein, das ist es nicht.«

»Was denken Sie denn?«

»Meine Tochter wurde geholt, entführt, gekidnappt, wie auch immer.« Es war zu hören, daß Jack Tarlington nur mühsam die Beherrschung bewahrte. »Ich wollte mit John Sinclair reden, man sagte mir in seinem Büro, daß ich ihn bei Ihnen finden kann.«

»Das stimmt. Er hört auch mit, Jack. Sie können also völlig normal sprechen.«

Wir vernahmen das scharfe und auch gequält klingende Lachen.

»Normal ist gut. Wissen Sie was meine Frau und ich hier durchmachen, Bill? Können Sie sich das denken?«

»Ja, Jack, denn meine Frau und ich haben ebenfalls einen Sohn und uns schon mehrmals in einer ähnlichen Lage befunden wie sie. Es ist bisher noch immer gutgegangen. Vielleicht geht es bei Ihnen auch gut aus. – Bestimmt sogar.«

»Ich weiß es nicht.«

»Können Sie denn genau berichten, was passiert ist?«

»Ja, ich werde es versuchen. Ich selbst war ja nicht dabei und muß das wiedergeben, was mir Donna berichtet hat.«

In den folgenden fünf Minuten sprach nur er, und wir hörten zu.

Es begann mit der vergangenen Nacht, und es hörte mit dem Verschwinden der zehnjährigen Lucy auf.

Einmal legte Bill eine Hand auf die Sprechmuschel und flüsterte mir zu: »Blutflecken auf dem Kissen, John. Male am Hals…«

Ich winkte ab. Gleichzeitig dachte ich über unsere letzte Unterhaltung nach, die wir miteinander geführt hatten, bevor Sheila gekommen war. Vor meinem geistigen Auge entstand das Bild des grauenhaften Vampir-Phantoms, eines Monstrums, das durch Mareks Pfahl vernichtet worden war, während die Augen des versteinerten Gesichts auf dem Pendel geglüht hatten. Das Wesen hatte sich

aufgelöst. Es war zu einer flirrenden Staubwolke geworden und dann wieder verschwunden. Wohin, das wußte keiner von uns. Wir waren davon ausgegangen, daß es nicht mehr existierte, denn so hätte es sein müssen. Wir kannten die Spielregeln. Sehr oft schon hatten wir alte und uralte Vampire vernichtet und zugeschaut, wie ihre alten Körper zusammenbrachen, um sich letztendlich in Staub aufzulösen. Reste, die oft genug vom Wind verweht wurden.

Hier schien es anders zu sein. Bei Lucy mußte das Phantom zurückgekehrt sein. Das Kind hatte die Gefahr gespürt und war schreiend aus seinem Traum erwacht.

»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen!« hörten wir Jack Tarlington sprechen. »Wir haben auch keinen direkten Beweis, sondern nur einen Verdacht, der aber bringt uns beinahe um den Verstand.«

»Das kann ich Ihnen nachfühlen«, sagte Bill. Jack Tarlington konnte zum Glück nicht sehen, wie er sich ratlos umschaute, denn eine Lösung war ihm nicht eingefallen.

»Bitte, Bill, geben Sie uns einen Rat. Was sollen wir denn jetzt tun? Neben mir steht eine verzweifelte Frau, die sich die größten Vorwürfe macht, weil sie Lucy allein gelassen hat und diesem Phantom somit eine Chance gab.«

»Das kann ich alles begreifen, Jack. Was ich Ihnen nun sage, mag Ihnen möglicherweise ungewöhnlich vorkommen, aber sind Sie denn sicher, daß Lucy von diesem Vampir-Phantom entführt wurde?«

»Von wem denn sonst?«

Tarlington war durcheinander und mußte sich erst sammeln, bevor er sprechen konnte. »Gibt es für Sie denn noch eine andere Möglichkeit, Bill? Eine normale?«

»Ich brauche Sie wohl nicht zu fragen, ob sie zu einer Freundin gegangen ist, das werden Sie schon selbst getan haben…«

»Sicher, das haben wir.«

»Gut, aber Sie haben uns auch von Lucys Erlebnisse in der Nacht berichtet und von denen, die Ihre Frau mitbekommen hat, ohne daß es ihr gelang einzugreifen.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf die Erscheinung.«

»Sie meinen das Kind, das Wesen, mit dem wir nicht zurechtkamen?«

»Genau das.«

»Und was soll das mit Lucys Verschwinden zu tun haben?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Jack, aber Lucy hat diese Erscheinung doch als angenehm erlebt. Zumindest nicht als negativ. Oder habe ich Sie da falsch verstanden?«

»Nein, das haben Sie nicht.«

»Darauf wollte ich hinaus. Es ist nur eine Theorie, aber man sollte darüber nachdenken. Dieses unbekannte Wesen scheint sehr besorgt

um Lucy zu sein. Es reagiert wie ein Schutzengel, und möglicherweise wollte sie Lucy auch Schutz bieten, bevor das Vampir-Phantom sie zum zweitenmal besuchte.«

»Das kann ich nicht nachvollziehen.«

»Warten Sie es ab, Jack, ich bin noch nicht fertig. Stellen Sie sich mal vor, dieses Vampir-Phantom ist tatsächlich zurückgekehrt und hat sich Lucy geholt.«

»Das will ich mir aber nicht vorstellen.«

»Nur rein theoretisch. Wenn er also bei Lucy gewesen ist, glauben Sie wirklich, daß er Ihrer Tochter geraten hätte, einen Wintermantel mitzunehmen?«

Jack Tarlington schwieg. Mit dieser Entwicklung mußte er zunächst einmal fertig werden. Bill nutzte die Gelegenheit, um uns anzuschauen, und er sah, wie ich in die Hände klatschte, denn diese Folgerung war genau der richtige Weg.

Selbst Sheila nickte zustimmend und hatte sich wieder etwas entspannt. Sie saß nicht mehr so verkrampft auf ihrem Platz.

»Sind Sie noch da, Jack?«

»Ja, das bin ich.«

»Und? Was sagen Sie?«

Er stieß die Worte hastig hervor. »Ich habe mit Donna darüber gesprochen, die neben mir steht. Sie hat gesehen, daß der Wintermantel mitgenommen wurde und…«

»Es ist eine Spur, Jack. Sie kann uns Hoffnung geben, wenn auch nur eine vage. Sie müssen uns vertrauen, denn wir haben Erfahrung, wie sie selbst erleben konnten. Es steht wirklich nicht fest, daß das Phantom zurückgekehrt ist und Lucy entführt hat.«

»Aber es war doch in der Nacht da.«

»Richtig, aber auch das andere Mädchen – oder wie auch immer.«

Wir hörten ihn atmen, bevor er sagte: »Jetzt weiß ich gar nicht mehr, was ich noch denken soll. Ich bin blockiert, aber meine Furcht ist geblieben, ehrlich.«

»Das ist verständlich. Nur sollten Sie diese Möglichkeit nicht außer Betracht lassen.«

»Ja, schon – ja«, murmelte er und mußte sich die Kehle freiräuspern. »Jedenfalls ist Lucy weg, und wir wissen nicht, was wir jetzt tun sollen. Wir hatten gehofft, daß der Anruf bei Ihnen – nun ja, ich weiß nicht so recht, wie ich mich ausdrücken soll, Bill…«

»Sie hofften darauf, daß wir zu Ihnen nach Lianfair kommen, nicht wahr?«

»Ja, damit haben wir gerechnet.«

Bill Conolly schaute mich an, wiegte dabei den Kopf und verzog das Gesicht. Ich stand auf, schnippte mit den Fingern. Bill hatte das Zeichen verstanden und gab mir den Hörer.

»Jack, ich bin es. John Sinclair.«
»Ja – ähm, gut…«
»Ich habe alles gehört, Sie brauchen mir nichts mehr zu erklären, und ich kann nachvollziehen, wie es in Ihnen aussieht. Ich kann Ihnen auch keine guten Ratschläge geben, aber ich möchte nicht, daß Sie mich falsch verstehen. Natürlich würden wir kommen, wenn es die Lage erfordert, aber so weit scheint es mir noch nicht zu sein. Wir sollten erst abwarten, ob sich etwas tut oder verändert. Die Strecke ist sehr weit. Wir können telefonisch in Verbindung bleiben, und ich würde vorschlagen, daß Sie die nächste Nacht einmal abwarten. Gehen Sie nicht ins Bett. Bleiben sie auf. Beobachten Sie Ihr Haus von innen und von außen. Und ich bitte Sie, uns anzurufen, wenn etwas passiert. Zwar können wir nicht direkt eingreifen, aber manchmal hilft auch ein Ratschlag.«
»Womit rechnen Sie denn, John? Daß uns Lucy wieder zurückgebracht wird? Meinen Sie das?«
»Es ist alles möglich.«
»Aber…«
»Bitte, Jack, es ist verdammt schwer, das weiß ich, aber halten Sie sich an die Regeln.«
»Gut«, flüsterte er. »Gut, John, wenn Sie das meinen. Aber Sie haben auch keine Idee, wo sich Lucy aufhalten könnte?«
»Nein, doch ich schließe mich Bills Meinung an. Es muß nicht unbedingt das Vampir-Phantom gewesen sein, das sich Lucy geholt hat. Zudem rechnen wir damit, es vernichtet zu haben. Dagegen sprechen allerdings die Male am Hals Ihrer Tochter. Sie sollten die ungewöhnliche Erscheinung nicht außer acht lassen.«
»Das denke ich jetzt auch«, gab er zu. »Aber ich frage Sie, wer kann diese Erscheinung denn sein?«
»Das weiß ich leider nicht.«
»Meine Frau hat von einem Engel gesprochen, John. Glauben Sie an Engel? Ist es überhaupt möglich, daß ein Schutzengel die andere Seite verläßt, um in die Welt der Menschen einzutreten? Und das zur Vorweihnachtszeit. Wenn es nicht so ernst wäre, könnte man sich beinahe darüber amüsieren.«
»Es gibt die Engel«, sagte ich. »Wir haben Ihr Erscheinen selbst erlebt, Jack.«
»Mein Gott, das ist…«
»Ich möchte Ihnen jetzt keine Erklärungen geben, aber alles ist möglich. Wir bleiben in Verbindung.«
»Und Lucy? Wo sollen wir anfangen, nach ihr zu suchen? Oder wollen Sie das in die Hand nehmen?«
»Nein, wir sind hier zu passiv. Auf der anderen Seite haben wir vor einigen Tagen kräftig mitgemischt, und ich hoffe, daß dieses Vampir-

Phantom, falls es trotz allem noch existieren sollte, dies nicht vergessen hat und versuchen wird, sich an uns zu rächen. Aber das ist eine Theorie, wir werden abwarten müssen.«

Ich hörte ihn stöhnend atmen. »Wissen Sie, John, wie schwer das für uns ist?«

»Ja, aber Sie sollten trotz allem nicht verzweifeln.«

»Wir werden es versuchen.« Seine Stimme klang müde, auch dann, als er sich vorerst verabschiedete.

Ich legte den Hörer zurück und bemerkte erst jetzt die Gänsehaut, die meinen Körper umschlossen hielt. Zwei Augenpaare schauten mich an, aber die Fragen konnte ich nicht beantworten.

Schließlich sprach Sheila. »Ich bin ja nicht dabeigewesen, aber was denkt ihr? Was sagt euer Gefühl?«

»Es muß nicht das Vampir-Phantom gewesen sein«, erklärte ich.

»Das sollten wir nicht außer acht lassen.«

»Dann hast du ihn nicht nur beruhigen wollen.«

»Ebensowenig wie Bill.«

Sheila krauste die Stirn. »Und du oder ihr denkt wirklich an einen Engel? An einen Schutzengel?«

Ich hob die Schultern.

»Was sagst du denn dazu, Bill?«

»Ich weiß es auch nicht, was da noch auf uns zukommt. Jedenfalls müssen wir abwarten und können selbst nichts tun. Am liebsten wäre auch mir eine Rachetour dieses Phantoms, in die wir mit einbezogen wären. Dann hätten wir einen greifbaren Gegner.«

Sheila war nicht der Meinung. »Ich weiß nicht«, sagte sie, stand auf und verließ das Arbeitszimmer.

Wir blieben zurück und schauten beide ziemlich befangen und deprimiert aus der Wäsche. Jedenfalls war die vorweihnachtliche Stimmung wieder einmal dahin…

***

»Es ist so schön. Wo sind wir hier? Bitte, Freundin, sag es mir doch. Wohin hast du mich gebracht?«

»In meine Welt, Lucy.«

»Ach ja?«

»Gefällt sie dir?«

»Ja, sie ist wirklich sehr schön. So warm und anders als bei uns zu Hause.«

»Das muß auch so sein.«

»Bin ich denn im Himmel?« fragte Lucy.

Ihre neue Freundin lachte sanft und leise. »Wie kommst du denn darauf, Lucy?«

»So schön kann es nur im Himmel sein. Und du bist ein Engel,

Freundin. Du bist ein richtiger Engel, glaube ich.«
»Nein, das bin ich nicht, Lucy.«
»Aber es ist bald Weihnachten. Die Engel sind da auch aus dem Himmel gekommen.«
»Ich bin aber kein Engel.«
»Schade.« Lucys Stimme klang etwas traurig.
»Und wir befinden uns auch nicht im Himmel, meine Kleine. Wir sind hier in meiner Welt, die nicht der Himmel ist, obwohl sie dir fast so vorkommt.«
»Ja, alles ist so rein. Und wenn ich nach unten schaue, dann sehe ich schon meine Füße, aber ich weiß nicht, worauf ich stehe, Freundin. Du denn?«
»Nimm es einfach hin.«
Das wollte Lucy nicht. Sie war viel zu aufgeregt, um jetzt noch schweigen zu können. »Aber ich muß meinen Freundinnen erzählen können, wo ich gewesen bin. Die fragen bestimmt danach, und ich will Ihnen auch von meiner neuen Freundin erzählen. Das bist du doch noch immer, nicht?«
»Das habe ich dir versprochen.«
»Und ich weiß nicht mal, wie du heißt.«
»Möchtest du meinen Namen hören?«
»Ja, das will ich. Gern sogar. Du mußt ihn mir sagen, Freundin.«
Die vertraute Fremde zögerte noch. Sie stand Lucy gegenüber, und an einigen Stellen ihres Körpers strahlte sie wieder. Der Hintergrund war sehr licht und hell. Der Geruch von frischen Blumen oder etwas Ähnlichem erreichte Lucys Nase. Sie standen inmitten einer großen Wiese mit einem Baum darauf, und die Freundin zeigte ein strahlendes Lächeln, wie es nur ein Engel hatte.
»Doch, du bist ein Engel.«
»Nein, aber ich habe einen Namen.«
»Welchen denn?«
»Lucy!«
Das Mädchen hatte ihn zwar gehört, aber es wollte diesen Namen nicht akzeptieren. Zu viele böse Erinnerungen waren damit verbunden, denn sie dachte an die blutige Lucy, die Vampirin, die anderen Menschen das Blut aussaugte. Sie hatte auch einmal Tarlington geheißen und vor mehr als hundert Jahren gelebt, bis sie zu einem Vampir geworden war. Dem Kind war dies bekannt. Es hatte die blutige Lucy selbst kennengelernt, sogar angefaßt hatte es diese Person, und jetzt stand wieder jemand vor ihr, der Lucy hieß. Das wollte sie nicht akzeptieren, und deshalb schüttelte sie auch den Kopf.
»Nein, das kannst du nicht sein. Du – du kannst nicht auch noch Lucy heißen.«
»Warum sollte ich dich belügen?«

Fast hätte das Mädchen angefangen zu weinen. »Das kann ich nicht begreifen. Es gibt so viele Namen. Warum heißt du denn auch Lucy? Du hast doch nichts mit der blutigen Lucy zu tun.«

»Doch, das habe ich!«

Für ein Kind, das soviel Schlimmes durchgemacht hatte, war diese Antwort zuviel. Lucy stieß ein Schluchzen aus. Sie senkte den Kopf und verkrampfte die Hände zu Fäusten zusammen, Sie wünschte sich, daß alles nicht wahr wäre, und sie starrte ins Leere, während sie spürte, daß sich ihre Augen mit Tränen füllten. Einen Moment später zuckte sie zusammen, denn da hatte der Engel – oder auch nicht der Engel, sie an der Wange berührt. Sie hörte die sanften, leicht singenden Worte, als die andere sagte: »Du darfst nicht traurig sein und auch nicht weinen. Es wird alles gut werden, das hoffe ich. Ich bin dir noch etwas schuldig. Ich habe einen Fehler begangen, der mich nicht zur Ruhe kommen läßt. Es hätte alles nicht zu sein brauchen, aber jetzt bin ich ja bei dir und werde auch weiterhin bei dir bleiben.«

Lucy hatte Mühe, die richtigen Worte zu finden. Sie hob die Schultern und drehte dabei den Kopf. »Ich kann damit nicht zurechtkommen«, sagte sie leise.

»Wieso was schuldig? Du bist doch böse. Die blutige Lucy ist grausam und…«

»Es gibt sie nicht mehr. Sie ist vernichtet worden. Man hat sie gepfählt, und damit ist es vorbei.«

Das Mädchen hatte alles verstanden. Ruckartig hob es den Kopf und wischte dabei die Augen tränenfrei. »Nein, sie ist nicht tot, du hast mich angelogen.«

Die Freundin schüttelte den Kopf.

»Du bist doch Lucy!« schrie das Kind.

»Ja auch, aber anders.«

»Wie denn?« rief die Kleine verzweifelt. »Das kann ich nicht packen!« Ihre Stimme wurde weinerlich.

»Ich werde es dir erklären, mein Liebes. Wir sind hier in meiner Welt, in der Welt der Seelen, am Tor des Himmels, wenn du so willst. Du siehst diese Welt so, wie sie in deiner Phantasie ist. Wie sie tatsächlich ist, kann man nicht beschreiben. Aber das Bild, das man sich von ihr gemacht hat, das entsteht dann, wenn ein Mensch die Grenze überschreitet. Du hast diese Welt in deinen Vorstellungen, Träumen und Phantasien immer als große, blumige Wiese gesehen, das weiß ich, und so zeigt sie sich dir auch, das muß ich noch einmal wiederholen. Ich halte mich in dieser Welt auf, denn ich bin kein Mensch. Ich sehe sie richtig, und ich möchte sie dir jetzt nicht beschreiben, aber eines kann ich dir versprechen, auch ich bin Lucy Tarlington. So habe ich mal geheißen, bevor sich ein Teil von mir dem Bösen zuwandte.«

Die andere Lucy hatte zugehört. Sie hatte es nicht geschafft, ihren Mund zu schließen. So wie sie sah nur jemand aus, der völlig überrascht worden war.

»Du bist dann auch…«

»Nur ein Teil. Ich bin die Seele der alten Lucy Tarlington, die Seele der blutigen Lucy, deren Körper nicht verging, weil er das Blut der Menschen aufgenommen hatte. Vampire haben keine Seele. Sie verlieren sie in dem Augenblick, wenn sie der tödliche Biß erreicht. Aber die Seele eines Menschen ist nicht schlecht, sie ist immer etwas Besonderes, und sie wird es auch ständig bleiben – bis in alle Ewigkeiten. Ich habe als Seele keine Ruhe finden können, weil der Körper so grausame Dinge tat, aber ich habe zugeschaut und erlebt, was man dir antun wollte. Da habe ich eingegriffen. Ich bin zu dir gekommen in Kindergestalt, denn so wie ich hat die blutige Lucy früher einmal als vierzehnjähriges Mädchen ausgesehen. Für dich hat die Seele Gestalt angenommen, um dich vor dem Bösen zu beschützen.«

Das Kind schwieg. Der Mund stand offen. Die Augen waren groß und rund. Es konnte nur noch staunen, alles hinnehmen, aber nichts fassen oder begreifen.

Die Freundin legte ihr wieder eine Hand auf die Schulter und fragte: »Vertraust du mir endlich?«

»Das muß ich ja – nicht?«

»Nein«, die Antwort klang sanft. »Du sollst es nicht müssen, du sollst davon nur überzeugt sein. Ich möchte dich einfach vor dem Bösen schützen, das ist alles.«

»Vor dem Bösen?« flüsterte Lucy. »Wo oder was ist das Böse?«

»Du hast es doch erlebt, nicht wahr?«

»Im Turm? Das Phantom?«

»Ja.«

»Es ist doch tot. Das war der alte Mann mit dem Pfahl. Der hat es getötet, und er hat auch Lucy getötet.«

Die Freundin nickte. »Zum Teil hast du recht. Lucy ist auch getötet worden…«

»Der – der andere nicht?« Das Kind fing an zu stottern. Durch Kopf und Körper bohrte sich etwas Glühendes, von dem es nicht wußte, was es war.

»Leider nicht. Das Phantom gibt es noch. Es huscht als Schatten durch die Welten. Es will auch zu dir; es ist schon gekommen, aber es war noch zu schwach. Es war noch zu sehr Schatten, aber es wird immer stärker werden, um sich dein Blut zu holen. Beim nächsten Angriff hätte es dann richtig zugebissen und dir keine Chance mehr gelassen, kleine Lucy. Deshalb mußte ich dich endlich wegbringen. Die anderen konnten dich nicht beschützen, auch deine Eltern nicht.

Ich werde dafür sorgen, daß dir nichts passiert.«

Lucy Tarlington konnte nur staunen. »Du willst als Freundin bei mir bleiben?«

»Ja, das hatte ich vor.«

»Für wie lange?«

Die Freundin drückte sich um eine konkrete Antwort. »Damit hast du ein großes Problem angesprochen. So lange, bis es das Phantom nicht mehr gibt.«

»Kann es denn sterben?«

»Ich fürchte – nein!«

Das Kind fing an zu zittern. »Dann – dann bin ich ja immer in Gefahr – oder?«

»Es würde darauf hinauslaufen«, gab die Freundin zu. »Aber ich habe, so denke ich, einen Weg gefunden.«

»Welchen denn?«

Die Freundin beugte sich nach vorn und lächelte sanft. »Du erinnerst dich an die Männer, die dir geholfen haben, nicht wahr?«

»Ja, ja.« Lucy nickte. »Sie waren sehr nett. Aber sie sind wieder weg. Sie wohnen in London.«

»Das weiß ich. Und ich weiß auch, daß eigentlich nur sie das Phantom besiegen können.«

Lucy überlegte einen Moment.

»Dann – dann mußt du sie eben holen, Freundin. Hierher am besten.«

»Das wäre sicherlich gut, Kleines, aber das geht nicht. Das Phantom wird diese Welt der Seelen nicht betreten. Sie ist für dieses Wesen gesperrt. Es wird auf eine andere Möglichkeit lauern. Es weiß jetzt, daß du unter meinem Schutz stehst. Und es geht davon aus, daß dies nicht für alle Zeiten so ist. Es weiß, daß ich mich von dir trennen werde, trennen muß, denn ich darf dich nicht einfach aus deinem Leben hervorzerren. Dann wird es sich dein Blut holen wollen, und du wirst dich dagegen nicht wehren können. Doch die anderen können es. Die Männer, die schon bei euch in Lianfair waren. Zu ihnen möchte ich dich gern bringen. Zu John Sinclair oder zu Bill Conolly, zu beiden vielleicht.«

Wieder hatte Lucy Tarlington mit offenem Mund zugehört. Sie konnte es noch nicht fassen. In der letzten Zeit war der Weg des Schicksals in vielen Kurven verlaufen. Lucy mochte die Fremden, die ihr nicht mehr so fremd waren, aber sie dachte auch an ihre Eltern und konnte damit einfach nicht hinter dem Berg halten.

»Es ist gut, daß du sie ansprichst«, sagte die Freundin. »Sie machen sich große Sorgen.«

»Ja, besonders meine Mummy.«

»Dann werden wir ihnen erklären, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchen.«

»Ach.« Freude schoß in dem Kind hoch, wurde aber gedämpft, als sie nach dem WIE fragte.

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen, Kleines. Du mußt mir nur weiterhin vertrauen.«

»Das tue ich doch auch, Freundin.«

»Wunderbar.« Das Wesen trat oder schwebte nach vorn, so genau konnte Lucy es nicht erkennen.

Plötzlich fühlte sie sich umfangen. Die Arme der anderen umschlangen ihren Hals, und Lucy überkam wieder der Eindruck, einfach ins Leere zu fliegen.

Weg, nur weg…

Aber wohin?

***

Beide hatten geweint. Donna noch mehr als ihr Mann Jack. Auch als Mann hatte er sich seiner Tränen nicht geschämt. Er saß zusammen mit seiner Frau im Wohnzimmer auf der Couch, so dicht zusammen, daß sich beide Körper berührten, als wären sie in der Lage, sich auf diese Weise Trost zu spenden, den sie auch nötig hatten.

Die Stille wirkte auf sie belastend. Sie war wie ein Druck, dem keiner von ihnen ausweichen konnte. Sie belastete und bedrückte sie und drang wie ein stumpfes Messer in ihre dumpfen Gedanken ein.

Mehrmals hatten sie versucht, den anderen anzusprechen, doch es war ihnen nie gelungen. Für sie war es einfach zu schwer, die richtigen Worte zu finden.

Irgendwann stieß Jack Tarlington ein tiefes Seufzen aus. Dieses leidend klingende Geräusch ließ seine Frau zusammenzucken, und sie stelle die erste Frage seit langem. »Wie können wir das wieder gutmachen?«

»Was?«

»Wir haben Lucy etwas angetan. Wir haben unsere Pflichten verletzt.« Sie schüttelte wegen ihrer eigenen Worte den Kopf. »Nein, nicht du, ich habe sie verletzt. Ich hätte Lucy einfach nicht allein lassen sollen. Jetzt hat er sie geholt. Das Phantom ist noch da, und du hast es sogar in der Nacht gesehen, Jack. Dieser Schatten vor dem Fenster muß einfach das Vampir-Phantom gewesen sein.«

Jack drückte die Hand seiner Frau fester. »Nichts, meine Liebe, gar nichts haben wir uns vorzuwerfen. Es ist schlimm, ich weiß, aber wir mußten davon ausgehen, daß die Männer aus London das Grauen vernichtet haben.«

»Und weiter, Jack?«

»Wieso?«

»Was hältst du von der Theorie, daß Lucy nicht von diesem Wesen entführt worden ist?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Sie ist weg, und ich frage mich, ob es dabei noch eine Rolle spielt, wer sie uns genommen hat.«

»Das sehe ich anders, Jack.«

»Warum? Wieso?«

»Du hast in der letzten Nacht den Schatten gesehen, ich aber sah dieses engelhafte Wesen. Ich muß dir gestehen, daß ich nicht die geringste Angst vor ihm spürte. Es war so wunderbar rein, so hell, und das Licht umflorte die Gestalt.« Donnas Augen bekamen einen ebenfalls anderen Glanz, als sie in der Erinnerung kramte. »Es kam mir tatsächlich vor, als wollte es unsere Tochter beschützen.«

»Ein Engel, wie?«

»Ja, ich glaube.« Sie nickte heftig.

»Engel?« fragte Jack spöttisch, »Engel – gibt's die?«

»Warum nicht?«

»Ich kann daran nicht glauben. Das sind alles nur Geschichten, die gerade jetzt in die Zeit vor Weihnachten hineinpassen, aber nicht in die normale Wirklichkeit.«

»Das solltest du so nicht sagen, Jack. Oder hast du vor zwei Wochen daran gedacht, daß Vampire tatsächlich existieren? Hast du dir das vorstellen können?«

»Nein.«

»Eben, und so sehe ich es halt mit den Engeln. Ich habe gelernt, daß im Leben alles möglich ist, und wir können nur hoffen, daß wir richtig liegen.«

Beide schwiegen wieder. Es war kälter geworden, die Temperatur war noch tiefer in den Keller gesackt. Auch das letzte Leben erstarb oder hatte sich bereits vor den finsteren Schatten der Dämmerung verkrochen.

Der Himmel hatte ebenfalls seine helle Farbe verloren. Er war jetzt schiefergrau geworden und lag wie eine bedrohliche Decke über diesem Teil der Welt.

»Ich muß etwas trinken«, sagte Jack und wollte aufstehen, aber seine Frau hielt ihn zurück.

»Was ist denn?« Er ließ sich wieder auf die weiche Unterlage fallen.

»Pssst!« Donna legte einen Finger auf ihre Lippen. Dann rollte sie mit den noch immer feuchten Augen, erhob sich, von den Blicken ihres Mannes begleitet.

Sie schaute zur Tür hin, aber auch zur Decke, als wäre in diesem leeren Raum etwas passiert, das nur sie anging und auch nur durch sie gehört oder erfaßt worden war.

»Was hast du denn?« Jack Tarlington hielt es einfach nicht länger aus.

Donna zögerte mit der Antwort. Schließlich flüsterte sie: »Da war

etwas.«

»Und was, bitte, soll das gewesen sein?«

»Eine«, sie atmete durch, »eine Stimme glaube ich. Eine Kinderstimme sogar.«

»Du meinst doch nicht etwa unsere Lucy damit?« Tarlington saß unbeweglich, die Hände zu Fäusten geballt, dabei rechts und links seines Körpers auf die Polster gedrückt.

»Doch, Jack, das meine ich. Stell dir vor, ich habe Lucys Stimme gehört.«

»Unmöglich.«

»Hör auf, sei still. Vielleicht kehrt sie noch einmal zurück. Dann kannst du sie auch hören.«

»Du bildest dir etwas ein, Donna. Himmel, du bist einfach nicht zu belehren.«

Sie ließ ihren Mann sitzen und bewegte sich auf die Tür zu, ohne den Raum zu verlassen. Als sie stehenblieb, war ihr Gesicht zur Tür hin gerichtet, die nicht geschlossen war, doch auch auf der Stelle zeigte sich keine Bewegung.

»Donna, bitte, ich…«

»Mummy, Daddy…«

Auf einmal war Lucys Stimme zu hören, und Jack hätte schreien können, im Gegensatz zu seiner Frau, die auf dem Fleck wie angewachsen stand, aber anfing zu zittern. »Das ist sie!« keuchte Donna.

»Himmel, das ist sie. Das ist Lucy!«

Auch ihr Mann sprach nicht mehr dagegen. Er stand ebenfalls wie unter Strom und wartete darauf, daß sich seine Tochter wieder bei ihm meldete, was sie auch tat.

»Ich bin in Sicherheit. Meine Freundin hat mich gerettet. Ihr braucht keine Angst zu haben, wirklich nicht.«

»Lucy!« rief Donna, »Lucy, um Himmels willen, wo bist du denn? Lucy, gib Antwort!«

»Ich bin bei meiner Freundin.«

»Aber wir sehen dich nicht.«

»Nein? Aber ich euch. Es ist nicht schlimm. Es wird alles wieder gut werden, glaubt mir.«

Jetzt hatte es auch Jack Tarlington nicht mehr auf seinem Platz ausgehalten. Er war in die Höhe geschnellt und stellte die Frage, die ihm am meisten auf dem Herzen lag. »Wo ist das Vampir-Phantom? Wo denn, Lucy? Was ist mit ihm? Hast du es gesehen? Gibt es das Phantom noch?«

»Ja, Daddy, es ist noch da!«

Lucy hatte eine klare Antwort gegeben, und die hatte Jack Tarlington hart getroffen und aus der Fassung gebracht. Schreckliche Bilder

stiegen vor seinen Augen hoch. Er sah seine Lucy hilflos in der Gewalt des Phantoms, wobei aus ihrem Hals ein dicker Blutstrom quoll, der kochte wie der Inhalt eines Geysirs. Er mußte einfach aufstöhnen und hörte wieder die Stimme seiner Tochter. »Aber es kann mir nichts tun, weil eine Freundin mich beschützt.«

Eine Freundin! Durch den Kopf des Mannes huschte dieser Begriff. Er war nicht in der Lage, etwas damit anzufangen, und sehr langsam drehte er sich um, weil er seine Frau anschauen wollte.

Donna hatte versucht, etwas zu sagen, aber Jack war ihr dabei zuvorgekommen. Sie konnte nur schauen und starren. Ihr Kopf war plötzlich leer, aber die Stimme der Tochter war keine Einbildung gewesen. Sie hielt sich irgendwo in der Nähe auf, nur war sie nicht zu sehen. Wie ein Geist, ein unheimlicher Geist, der in seinem eigenen Reich lebte, dem Totenreich.

Eine Frage drängte sich auf. Donna fürchtete sich davor, sie zu stellen, dennoch konnte sie nicht anders, und sie platzte damit heraus, auch wenn sie die Angst spürte. »Bist du tot? Bist du tot, Lucy? Ist das dein Geist gewesen? Sag es, Kind. Bist du tot?«

»Nein, Mummy, nein. Ich bin nicht tot. Es ist nur alles so anders. Ich bin bei einer Freundin.«

Donna kam nicht mehr mit. Mit weinerlicher Stimme wandte sie sich an ihren Mann. »Sag du doch was, Jack – bitte…«

Tarlington nickte. Es fiel ihm schwer. Er war keine Maschine und hing an seiner Tochter. Aber eine Frage war ihm eingefallen, und sie sprach er auch aus. »Wer ist deine Freundin? Hat sie einen Namen?«

»Ja, sie heißt Lucy!«

Beinahe hätte der Mann geschrien. Er wünschte auch, sich verhört zu haben, aber er wußte ebenfalls, daß dies nicht der Fall war. Er hatte sich nicht verhört. Der Name war gefallen, und in seine Gedanken hinein vernahm er das leise gesprochene Wort seiner Frau.

»Das ist unmöglich. Keine weiteren Lucys. Wir haben genug: Unsere Lucy, die blutige Lucy – und wer soll die dritte sein? Das ist unmöglich!«

Beide hörten wieder die Stimme aus der Geisterwelt. »Ich habe keine Zeit mehr, euch alles zu erklären. Aber ich komme wieder. Ich werde weg sein. Ich will, daß mich das Phantom nicht mehr jagen kann, und meine Freundin wird mich beschützen. Bye, bye…«

Ihre Worte verklangen. Etwas wehte kurz danach durch den Raum und streifte als warmer Luftzug die Gesichter der Zurückgebliebenen. Sie hatten beide den Eindruck, daß es mehr ein Abschied gewesen war. Der verloren wirkende Gruß einer Tochter, die im eigentlichen Sinne keine mehr war und nun durch das Jenseits geisterte.

Jack Tarlington hatte sich wieder neben seine Frau gesetzt, ohne es richtig zu merken. Als sich Donna gegen ihn lehnte, zuckte er

zusammen. Er hörte ihr leises Weinen; ihm selbst war auch danach zumute, doch er riß sich zusammen. Es brachte nichts, wenn auch er noch die Nerven verlor. Stumm und fassungslos blieben die beiden auf ihren Plätzen sitzen. Die Stille im Raum wurde nur von ihren schweren Atemzügen unterbrochen, und die kalten Schauer glitten über ihre Haut.

»Kannst du das glauben, Jack?«

»Ich weiß es nicht.«

Donna drückte seine Hände. »Ich bin völlig von der Rolle. So etwas habe ich noch nicht erlebt, Jack. Das geht über mein Begriffsvermögen. Sie hat von einer Freundin gesprochen, die auf den Namen Lucy hört. Das kann nicht sein, nicht noch eine Lucy! – Oder siehst du das anders, Jack?«

»Nein, sehe ich nicht. Aber warum sollte sie uns angelogen haben, Donna, warum?«

Die Frau drehte den Kopf, um den Mann anblicken zu können.

»Meinst du das tatsächlich so?«

»Sicher.«

»Das würde bedeuten, daß eine dritte Lucy mit im Spiel ist. Himmel, wie sollen wir das fassen?«

»Vielleicht hast du diese Freundin sogar gesehen«, sagte er leise.

»Denk doch an die letzte Nacht. Erst der Schrecken des Phantoms, und dann hast du später die Gestalt gesehen. Das Wesen, das so geisterhaft erschien.«

»Es stand im Licht, Jack.«

»In der Tat. Wie ein Geist.«

»Ein beschützender Geist.«

»Dann wird Lucy recht haben.«

»Ist er auch stärker als das Phantom? Kann dieses Wesen den Blutsauger vernichten?«

»Ich kann es nur hoffen, Donna. Ich kann nur hoffen, daß wir endlich Ruhe bekommen. Lucy ist der Dreh- und Angelpunkt. Um wieder richtig leben und sich freuen zu können, muß sie wohl durch eine Hölle gehen, um den alten Fluch zu löschen.«

»Wie sprichst du denn?« beschwerte sich Donna. »Das sind ja schlimme Worte.« Sie wollte von ihrem Mann wegrücken, der aber hielt sie fest.

»Nein, Donna, es sind keine schlimmen Worte. Es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit.«

»Kannst du mir auch sagen, wo die Freundin unsere Tochter jetzt hingebracht hat?«

»Ich gäbe Jahre meines Lebens dafür, wenn ich es wüßte, Donna. Aber ich habe keine Ahnung.«

Die Frau senkte den Kopf. »Das ist ja das Schlimme. Können wir

überhaupt noch etwas tun? Ich habe trotz allem eine unwahrscheinliche Angst um das Kind.«

»Ja, wir können etwas tun, Donna. Beten, nur beten…«

***

Auch wir hatten Bills Arbeitszimmer verlassen, nachdem Sheila uns gerufen hatte. Der Tisch war für drei Personen gedeckt. Wir aßen im großen Wohnraum und nicht in der Küche. Sheila entschuldigte sich schon vorher, denn sie konnte nicht garantieren, daß uns die Gans schmeckte. »Ich war mit meinen Gedanken einfach woanders, dabei hätte ich mich noch um das Essen kümmern müssen.«

»Es ist schon okay«, sagte ich.

Die Gans war zuvor von Bill zerschnitten worden. Die Stücke lagen auf einem großen ovalen Teller, wir konnten sie uns aussuchen, und ich durfte anfangen.

Die Keule lag wenig später auf meinem Teller. Eine knusprig gebratene leicht glänzende Haut verriet die gute Köchin. In den Schüsseln dampften Rotkohl, Maronen und Rosenkohl. Es gab auch Klöße, und in den Gläsern funkelte der Rotwein. Ein herrlicher Duft lag über dem Tisch. Er wehte in den Schein der beiden roten Kerzen hinein, die aus dem Tannengrün wie lange Finger hervorschauten und die vorweihnachtliche Stimmung vervollständigten.

Es hätte wirklich ein wunderbarer Abend werden können, und ich hatte mich darauf gefreut, wie auch die Conollys, aber jetzt war die Stimmung dahin.

Wir litten unter einer Spannung, die praktisch der eines Arbeitstags gleichkam.

Keiner wollte es richtig zugeben, aber unser Lächeln wirkte schon verklemmt, ebenso wie die Blicke, die wir uns zuwarfen. Natürlich versuchten wir, ein Gespräch aufzubauen, was aber über Banalitäten nicht hinausging. »Nimm doch noch etwas Soße, John«, oder »Schmeckt es euch denn wirklich?« Das war's.

Wir nickten nur, wir aßen dabei, und ich mußte Sheila zugestehen, daß die Gans vorzüglich war. Mit einem knappen, dankbaren Lächeln quittierte es Sheila, aber die normale Stimmung wollte einfach nicht aufkommen. Wir alle waren blockiert, und Bill hatte auch keine CD mit Weihnachtsmusik aufgelegt.

Es verging Zeit, aber sie kam uns träge vor. Sheila war es schließlich leid. Sie legte das Besteck zurück auf den Teller und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich kann nicht mehr essen«, sagte sie leise.

»Es ist nicht möglich.«

Bill nickte ihr verständnisvoll zu.

Ich hob mein Glas und trank einen Schluck von diesem vorzüglichen Wein.

»Das Schlimme ist ja, daß wir hier sitzen«, sagte Bill, »und wissen, daß etwas passiert ist. Uns ist auch bekannt, wie gefährlich dieses Vampir-Phantom ist, aber wir können nichts dagegen tun, verdammt! – Es ist unmöglich.«

»Vielleicht solltest du bei den Tarlingtons anrufen, Bill.«

»Ich weiß nicht, Sheila. Was soll ich Ihnen sagen? Trost spenden? Ihnen erklären, daß alles wieder in Ordnung kommt? Nein, das wären nur Worthülsen. Wir haben keine konkreten Ergebnisse. Lucy ist verschwunden, jemand hat sie abgeholt, und unsere optimistische Theorie steht auf verdammt tönernen Füßen. Daß sie nicht von dem Phantom entführt worden ist, ist nur eine vage Hoffnung.«

»Stimmt.«

»Du bist so schweigsam, John«, sprach mich Bill an. »Warum sagst du denn nichts?«

Ich hob die Schultern. »Mir geht es nicht anders als euch. Aber Hoffnung habe ich trotzdem. Der Vampir ist zwar da, aber er ist meiner Ansicht nach schwach. Wäre er normal stark, dann hätte er nicht nur seine Spuren am Hals des Kindes hinterlassen, sondern voll zugebissen und das Blut getrunken.«

»Meinst du?«

Ich nickte Sheila zu.

»Und wie kommst du zu der Annahme, daß das Phantom schwach sein könnte?«

»Es ist eine Folge unserer Vernichtung. Oder Teilvernichtung. Marek hat mit seinem Pfahl zugestoßen. Er hat dieses Monstrum oben im Leuchtturm gekillt. Zumindest haben wir das alle gehofft. Ich konnte ja mit ansehen, wie es verging. Wie es sich auflöste und…«

Sheila sprach dazwischen. »Aber ein Phantom kann sich nicht mehr auflösen. Es ist doch schon ein Geist oder etwas Ähnliches. Oder sehe ich das falsch?«

»In diesem Fall richtig. Wir haben es auch nur als Phantom bezeichnet, weil es ihm gelang, Zeiten und Grenzen zu überwinden. Es hätte eigentlich schon zu Draculas Zeiten vernichtet werden können, aber es hat überlebt, deshalb nannten wir es auch ein Phantom.«

»Und wie wurde es vernichtet?«

Ich schaute gegen mein Glas. Das Licht der Kerze spiegelte sich darin und glitt auch als Funken über die Oberfläche hinweg. »Marek tat es ja. Ich schaute nur zu, aber der gute Frantisek war stark genug. Das Pendel und der Pfahl haben dafür gesorgt. Das Phantom löste sich in Staub auf, alter Staub wehte durch den Raum und war dann weg. Wir mußten davon ausgehen, daß es ihn nicht mehr gibt. So waren die Regeln, so sind sie immer gewesen.«

»Wie hat es richtig ausgesehen?« fragte Sheila.

»Es war eine Mutation oder Mischung. Irgend etwas Echsenhaftes mit

sehr großen Flügeln. Mir kam es sehr schlimm vor.«
»Nicht wie Mallmann?«
»Nein, Sheila. Mit Dracula II hatte er überhaupt keine Ähnlichkeit. Er und das Phantom sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Dieser Fall hat auch nichts mit Mallmann zu tun, obwohl ich davon überzeugt bin, daß er das Vampirpendel nicht vergessen hat und sich auch weiterhin darum kümmern wird. Aber das sind andere Dinge. Wir sollten uns auf unsere Probleme konzentrieren.«
»Die wir nicht sehen.«
»Leider, Sheila.«
Bill hatte in den letzten Minuten geschwiegen und sich ausschließlich mit seinem Essen beschäftigt. Aber er hatte nachgedacht und kam immer mehr zu der Überzeugung, daß nicht das Phantom Lucy geholt hatte, sondern das andere nächtliche Wesen.
»Wenn es stimmt, Bill«, sagte ich, »dann möchte ich wissen, wohin es Lucy schaffen will.«
»In Sicherheit.«
»Richtig. Aber wo ist die Sicherheit? Wo gibt es die? Kannst du mir das sagen?«
»Im Moment noch nicht.«
»Das Wesen ist aus seiner eigenen Welt gekommen, was immer diese Welt auch sein mag«, sagte Sheila. »Eine andere Dimension, ein anderes Reich. Ich könnte mir vorstellen, daß diese Welt auch den nötigen Schutz bietet.«
»Das Jenseits«, murmelte Bill. Wir sahen, daß er eine Gänsehaut bekam.
»Unmöglich.«
»Wirklich, Sheila?«
»Für mich, Bill, für mich. Es gibt zwar die Berichte der Toten, die wieder ins Leben zurückgerufen wurden, aber die richtige Welt dort hat noch niemand gesehen, wenn er durch die Kunst der Ärzte wieder zurückgeholt wurde. Oder, John?«
»So ist es. Ich habe ja ähnliche Dinge erlebt, und ihr seid ebenfalls durch irgendwelche Dimensions- und Zeitreisen in Mitleidenschaft gezogen worden. Wo immer wir uns auch befanden, es war nie das Jenseits, wie es in den Religionen beschrieben oder nur angedeutet wird.«
»Ja«, erwiderte Sheila nach einer Weile des Nachdenkens. »Das mag schon so sein.«
»Wo sollen wir suchen?« fragte Bill.
»Wir können nur warten«, sagte ich.
»Auf was?«
Ich hob die Schultern. »Da bin ich überfragt. Aber irgend etwas wird sich tun.«

»Ja, das glaube ich auch. Wenn meine Theorie stimmt, dann muß Lucy an einem Ort in Sicherheit gebracht werden, der auch für das Vampir-Phantom gefährlich ist.«

»Kennst du ihn?« fragte ich.

Bill Conolly schaute mich so starr an, daß ich mißtrauisch wurde.

»Du denkst an etwas Bestimmtes?«

»Ja.«

»Woran?«

Er hob die Schultern. »Es ist verrückt, aber ich könnte mir vorstellen – immer vorausgesetzt, meine Theorie stimmt, daß Lucy eventuell sogar zu uns hier gebracht wird. Denn wir sind es gewesen, die dem Phantom eine Niederlage bereitet haben. Auch wenn Marek nicht bei uns ist, wir sind trotzdem stark genug, um es endgültig zu seinen Ahnen schicken zu können.«

Ich schwieg. Auch Sheila sagte nichts. Sie schüttelte nur den Kopf.

Im Gegensatz zu ihr war ich anderer Ansicht. »Das könnte sogar darauf hinauslaufen. Bills Theorie ist zwar gewagt, aber irgendwo auch logisch und in sich geschlossen.«

»Dann würde der Schatten auch um unser Haus geistern oder durch die Mauern eindringen«, stellte Sheila fest.

»Auch damit müssen wir rechnen.«

Sie schaute ihren Mann an. »Wie verhält es sich mit deiner Goldenen Pistole, Bill? Ist sie auch in der Lage, einen Schatten zu vernichten?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe es noch nicht ausprobiert.«

Die Worte bekam ich mit, aber ich war bereits aufgestanden und ging auf das breite Fenster zu, durch das ich einen Blick in den Garten werfen konnte.

An die Scheibe hatte Sheila Sterne geklebt und an andere Stellen künstlichen Schnee gesprüht. Mir war es etwas zu warm geworden, und so öffnete ich die Tür zum Garten.

In London war es zwar winterlich kalt, aber nicht so eisig wie in Lianfair. Unsere letzten Überlegungen hatten mich schon mißtrauisch gemacht, und ich dachte daran, daß sich der Schatten des Phantoms durchaus in der Nähe dieses Hauses aufhalten konnte.

Ich trat vor das Fenster, blieb stehen und holte mein Kreuz hervor.

Es reagierte nicht, als es auf meiner Hand lag. Keine Erwärmung, als hielte sich die andere Macht zurück.

Trotzdem wollte ich nicht aufgeben. Ich spürte innerlich, daß wir mit diesem Fall direkt zu tun bekommen würden, und ich war im Begriff, tiefer in den Garten zu gehen, als ich durch die nicht wieder zugefallene Tür Sheilas leisen Schrei hörte.

Ich wirbelte herum.

Mein Blick fiel jetzt durch die Scheibe genau in den großen Wohnraum. Im ersten Moment blendete mich das Flackern des

Kaminfeuers, dann aber entdeckte ich den Grund für Sheilas Schrei.
Die Conollys hatten Besuch bekommen.
Zwei unterschiedlich große Kinder standen in der Mitte des Raumes und hielten sich an den Händen fest.
Und ein Kind war Lucy Tarlington!

***

Also doch! Bill hatte mit seiner Theorie recht gehabt. Es war nicht das Phantom gewesen, daß Lucy geholt oder entführt hatte, sondern ihre Beschützerin, die in der Nacht in ihrem Zimmer erschienen war und auf deren Rücken ich schaute.
Ungewöhnliches erkannte ich nicht. Abgesehen davon, daß sie zu dünn angezogen war, denn sie trug nur ein himmelblaues Kleid mit kurzen Ärmeln, war ansonsten barfuß, hatte aber bei ihrem Schützling dafür gesorgt, daß er der Jahreszeit entsprechend gekleidet war.
Lucy trug einen Mantel, dessen Kragen hochgestellt war und mit seinem breiten Rand im blonden Haar verschwand.
Wer war diese Gestalt?
Natürlich brannte mir die Frage auf der Seele. Sicherlich würde ich auch eine Antwort bekommen, aber ich wollte, um Himmels willen, nichts überstürzen. Deshalb bewegte ich mich sehr behutsam auf die Terrassentür zu. Obwohl mich die beiden Conollys von ihren Sitzplätzen aus sehen konnten, hatten sie keinen Blick für mich, sondern starrten einzig und allein auf ihre beiden Besucher. Ihre Lippen bewegten sich nicht, das Erscheinen der ungewöhnlichen Gäste hatte sie sprachlos gemacht.
In mir baute sich eine dichte Spannung auf. Ich wußte plötzlich, daß die Lösung des Falles einzig und allein in unsere Hände gelegt worden war. Es glich einem Tanz auf dem Drahtseil, und wir durften auf keinen Falle etwas überstürzen.
Meine rechte Hand wollte schon die Tür nach innen stoßen, als ich innehielt.
Etwas hatte mich irritiert.
Zunächst kam ich damit nicht zurecht, aber aus dem Augenwinkel hatte ich es mitbekommen.
Ich drehte mich langsam um, sah aber nichts.
Der Garten lag so still, dunkel oder romatisch vor mir, wie ich ihn kannte.
Dennoch blieb mein Mißtrauen, und ich drehte den Kopf, wobei ich ihn auch leicht anhob, um über die Tannen hinwegschauen zu können, die das Grundstück begrenzten.
Einige Lichtstrahlen verfingen sich im Nadelwirrwarr der immergrünen Bäume und strahlten auch darüber hinweg in die Dunkelheit hinein, aber mehr sah ich nicht.

Eine Täuschung?

Mein Kreuz hatte sich nicht erwärmt. Es lag normal kühl in meiner Tasche.

Ich wollte schon das Haus betreten, als ich die Luftbewegung wahrnahm. Schräg über mir, mehr zum Haus hin. So rasch wie möglich schaute ich hoch und entdeckte soeben die huschende Bewegung am Rand des Flachdachs. Es war wirklich nur ein winziger Augenblick, dann war dieses seltsame Etwas verschwunden.

Ein Schatten!

Und nicht nur irgendeiner, sondern ein bestimmter. Zwar gestaltlos, aber in diesem Fall zu identifizieren, besonders dann, wenn man mit dem Vorwissen belastet war wie ich.

Das war er.

Das war das Vampir-Phantom!

Bei diesem Gedanken fror ich plötzlich, aber an meinem Plan änderte sich nichts. Es hatte keinen Sinn, hinter diesem schwarzmagischen Gebilde herzulaufen und zu versuchen, es zu verfolgen. Ich wollte in die Nähe des Kindes und trat wieder zurück in das Haus.

Leise schloß ich die Tür hinter mir.

Die Conollys hatten mich gesehen, aber sie sprachen mich nicht an und hielten sich zurück. Noch wunderten sie sich über den nicht erwarteten und unheimlichen Besuch.

Aber Lucy hatte etwas bemerkt. Wahrscheinlich hatte sie der Luftzug gestreift und war über ihr Gesicht geglitten. Wenig später schauten wir uns an.

Ich lächelte und nickte dabei zur Begrüßung. Lucy schaute mich länger an. Sie überlegte, wie sie sich verhalten sollte und entschloß sich ebenfalls zu einem Lächeln, das auf mich einen erleichterten Eindruck machte.

Als ich ging und die beiden umrunden wollte, schaffte es mein Freund Bill zu sprechen. »John, ich habe recht behalten. Meine Theorie stimmte. Nicht das Phantom hat Lucy entführt, sondern diese Helferin dort an ihrer Seite.«

»Gratuliere«, sagte ich. Diesmal blieb ich vor den beiden Besuchern stehen. Lucy kannte ich ja. Mich interessierte ihre Helferin, die mich ebenfalls auf großen Augen anschaute und lächelte.

Sie war sehr blaß und blond, mit einem leichten Stich ins Rötliche.

Sie war barfuß und wirkte wie ein Mensch, der nicht fror, aber sie war in diesem Sinne kein Mensch, denn ich entdeckte, daß ihre nackten Füße den Boden des Wohnzimmers nicht berührten. Sie schwebten darüber hinweg, während Lucy mit beiden Beinen auf der Erde stand, und dies im wahrsten Sinne des Wortes.

Noch etwas irritierte mich oder brachte mich zu der Erkenntnis, daß ich es hier nicht mit einer normalen Person zu tun hatte. Auf ihrem

Kopf zuckte und tanzte ein heller Schein, ein Licht, das sich auch auf ihre freie Hand gelegt hatte, als wollte sie damit einen Kugelblitz auffangen.

Einfach wundersam.

Ja, das genau war der richtige Ausdruck. Wundersam und auf keinen Fall gefährlich. Vor dieser Fremden ging keine Gefahr aus. Man konnte sie auch schlecht einschätzen. Ihr Alter war für mich nicht zu bestimmen. Sie war nicht erwachsen, aber auch kein Kind mehr.

»Hallo, Lucy«, sprach ich das Kind an. »Ich freue mich, nein, wir freuen uns, daß du lebst. Deine Eltern haben sich große Sorgen um dich gemacht. Das wissen wir genau, denn wir haben mit ihnen telefoniert. Sie haben eine wahnsinnige Angst um dich.«

»Ich hatte auch Angst.«

»Vor dem Schatten?«

»Ja, er ist zu mir gekommen. Er hat meine Träume gestört und hat versucht, an mein Blut zu kommen.«

Ich sagte ihr aber nicht, was ich draußen entdeckt hatte, sondern sprach davon, daß es jetzt vorbei war und sie sich bei uns wirklich beschützt fühlen konnte.

»Und dich hat jemand gerettet, nicht wahr?«

»Ja, meine Freundin.« Sie drehte den Kopf und lächelte ihrer Retterin zu.

»Kennst du sie denn?«

»Jetzt schon.«

»Wer ist sie? Ein Engel?«

»Nein, nein, das habe ich auch gedacht. Ich hatte an den Weihnachtsengel gedacht, aber das ist sie nicht. Sie ist kein Mensch, sie ist etwas anderes.«

Ich hatte mit einer besseren Erklärung gerechnet, aber die drang nicht über ihre Lippen.

Aus dem Hintergrund stellte Sheila eine Frage. »Hat deine Freundin und Beschützerin denn auch einen Namen?«

»Ja, sie heißt Lucy!«

Keiner von uns gab eine Antwort. Es lachte auch niemand. Ich stand starr auf dem Fleck, und die Conollys hockten am Tisch und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Lucy! Schon wieder Lucy. Eine dritte Lucy! Das wollte mir nicht in den Kopf, denn es hatte zum einen die blutige Lucy gegeben, mit der praktisch das Grauen begonnen hatte, zum zweiten hatten wir Lucy Tarlington, das zehnjährige Mädchen kennengelernt, verwandt mit der blutigen Lucy, und jetzt die dritte.

Da stimmte etwas nicht!

Ich krauste die Stirn und dachte nach, wobei ich mir die beiden Besucherinnen genau anschaute, ohne auf ihren Gesichtern eine Spur

von Falschheit zu entdecken.

Das mußte stimmen.

Noch eine Lucy.

Aber Bill wollte es genauer wissen und konnte es noch nicht akzeptieren. »Warum denn Lucy?« fragte er die Zehnjährige. »Warum heißt sie denn auch Lucy? Wieso eine dritte?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Es ist keine dritte, Mr. Conolly, das stimmt nicht.«

»Was ist sie dann?«

»Es ist die erste!«

Bill zuckte zusammen, dann sah er aus, als wollte er sich erheben, blieb aber sitzen. »Die blutige Lucy war die erste. Weißt du denn, was du gesagt hast?«

»Ja, das weiß ich, und ich habe nicht gelogen, denn sie hat es mir selbst erzählt.«

»John.« Bill hob die Arme und ballte die Hände zu Fäusten. »Verdammt noch mal, John, sag du doch was!«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie gelogen hat. Wir wissen einfach zu wenig.«

»Dann muß sie uns aufklären.«

»Das wird sie sicherlich tun.«

Sheila saß am Tisch und sagte nichts. Sie sah aus wie eine Dekoration, denn sie bewegte sich nicht und schaute über die Reste des Gänsebratens hinweg auf die beiden Besucherinnen, die für sie fremd waren. Sie hielt sich völlig raus und überließ es ihrem Mann, die nächste Frage zu stellen.

»Noch einmal, bitte. Wieso heißt sie ebenfalls Lucy, und wieso ist sie keine dritte Person?«

»Das kann sie gar nicht sein, hat sie mir gesagt.«

»Ach ja?«

»Sie ist ja kein Mensch wie Sie oder ich.«

»Ein Geist?«

Das Mädchen hob die Schultern. »So ähnlich, aber kein richtiger Geist. Sie ist eine Seele.«

Bill ließ sich gegen die Lehne zurücksinken. Er schüttelte den Kopf und sprach mich an: »Jetzt bist du an der Reihe, John, ich komme da nicht mehr mit.«

»Okay, Bill, okay.« Ich ging auf die beiden zu und interessierte mich mehr für die Freundin. In ihrem Gesicht sah ich keinen Argwohn, es war so klar und hell, und es strömte etwas von ihr aus, das auch mir nicht verborgen blieb. Es war eine positive Aura, die sie mir vermittelte. Ihre Gestalt sah zwar menschlich aus, doch das Licht sorgte immer wieder dafür, daß sie an gewissen Stellen, wo es tanzte, durchsichtig wurde.

Ich wußte auch nicht, ob ich es schaffte, mit ihr zu reden oder auf eine andere Art und Weise in Verbindung zu treten, deshalb hielt ich mich an das Mädchen. »Deine Freundin ist also eine Seele.«

»Ja, Mr. Sinclair, das hat sie mir gesagt.«

»Und sie hat dich gerettet.«

»Auch das stimmt.«

»Aber Seelen wohnen in Körpern. Kennst du ihren Körper? Weißt du denn, aus welch einem Menschen diese Seele hervorgefahren ist?«

Die Kleine zögerte mit der Antwort. Sie suchte nach den richtigen Worten und sagte dann: »Aus dem Körper der blutigen Lucy. Sie ist ihre Seele, die keine Ruhe finden konnte. Als Lucy zum Vampir wurde, ist die Seele entwischt, aber sie kann nicht in die Glückseligkeit eingehen, wie unser Pfarrer immer gesagt hat, sie ist immer unterwegs. Sie muß erst alles gerichtet haben. Wenn der Schatten nicht mehr da ist, dann hat auch sie Ruhe.«

»Du meinst das Vampir-Phantom?«

Lucy nickte. Sie verzog das Gesicht dabei. »Es war ja auch in der Nacht bei mir.«

»Stimmt, das wissen wir von deinen Eltern. Du hast viel Glück gehabt, Kind – und jetzt bist du bei uns. Wollte deine Freundin es? Wollte sie dich zu uns bringen?«

»Ja, denn sie – ihr werdet es schon schaffen.«

Ich lächelte. »Das hoffen wir auch. Sag mal, kannst du mir verraten, ob ich auch mit deiner Freundin sprechen kann? Würde sie wohl auf mich hören?«

»Du mußt es versuchen, John.«

»Okay, ich tue es.«

Die seltsame Seele mußte alles gehört und verstanden haben. Als ich mich ihr zuwandte, da sah es für einen Moment so aus, als wollte sie sich auflösen. Durch ihren Körper rann ein Flimmern, die Lichter verstärkten sich, aber die Masse löste sich nicht auf, sie blieb konstant. Mein Lächeln erwiderte die Freundin nicht, aber sie zog sich auch nicht zurück, nur das seltsame Licht, die Energie aus ihrer anderen Welt, umtanzte sie jetzt stärker. »Ich möchte dir dafür danken, daß du Lucy gerettet und zu uns gebracht hast. Aber bist du sicher, daß wir das Vampir-Phantom endgültig vernichten können?«

Eine Antwort erhielt ich nicht. Und trotzdem gab man sie mir, allerdings durch den Kindermund, denn die kleine Lucy erklärte mir, daß ihre Freundin nur durch sie »sprechen« konnte. »Ja, sie will, daß ihr alles richtet, und sie will ihre Ruhe haben. Ihr Körper hat schon zuviel Schaden angerichtet, darunter hat die Seele gelitten. Sie kann die Glückseligkeit nicht erreichen, aber wenn ihr es schafft, das Phantom zu töten, dann kann auch Lucy ihren Weg gehen.«

»Das werden wir hoffentlich schaffen. Wird sie uns denn dabei

helfen? Frag sie?«

Das Mädchen wandte sich der Freundin zu. Es nahm auf ihre Art und Weise mit der Seele Kontakt auf. Dabei bewegte es zwar die Lippen, ohne jedoch ein Wort laut auszusprechen. Sie redete tatsächlich stumm, doch ihre Beschützerin hatte sie verstanden, wie ich bemerkte, denn sie schüttelte den Kopf.

Das sah für uns nicht besonders gut aus, und ich fragte Lucy:

»Was hat sie erwidert?«

»Sie wird euch nicht helfen können.«

»Schade.«

»Sie kann nicht gegen den vorgehen, der die Macht über ihren Körper gehabt hat. Hat sie gesagt. Ich begreife das nicht, aber ich muß ihr glauben.«

»Gut, das tun wir auch.«

»Und sie wird gehen.«

»Jetzt?«

Das Mädchen nickte mir zu. »Ja, sie hat sich schon von mir verabschiedet. Ich werde sie wohl nie wiedersehen.« Lucy kämpfte plötzlich mit den Tränen, denn sie hatte sich an ihre Beschützerin gewöhnt und sie auch lieb gewonnen.

Gelogen hatte Lucy Tarlington nicht, denn die Seele löste plötzlich die Verbindung zu dem Kind. Ihre Hand rutschte nicht einfach zwischen den Fingern der anderen hervor, nein, es sah so aus, als wäre die Freundin dabei, sich allmählich aufzulösen. Zuerst wurde die Hand durchscheinend, später auch der Arm, und die Auflösung setzte sich fort. Der gesamte Körper wurde dabei von einer hellen Aura umgeben, die dafür sorgte, daß wir nur das Licht zu sehen bekamen.

»Auf wiedersehen, Freundin!« rief Lucy. Sie hob mit einer müden Bewegung die Hand, winkte ebenso müde und fing damit an, leise vor sich hinzuweinen.

Sheila stand auf, lief um den Tisch herum und ging zu dem Mädchen, um es zu trösten.

Bill und ich aber schauten zu, wie die Beschützerin zu dem wurde, was sie vom Prinzip her auch war.

Zu einem Geist, zu einer lichtumflorten Gestalt, die ihre menschlichen Umrisse verlor und auf eine bestimmte Art und Weise formlos wurde, vergleichbar mit einer hellen Kugel, die sich der Decke näherte, sich aufzulösen begann und in den folgenden Sekunden bereits verschwunden war.

Das Mädchen winkte noch immer. Sheila kniete hinter Lucy und hatte ihre Hände auf die Schultern der Kleinen gelegt. Dabei flüsterte sie ihr tröstende Worte zu, die wir nicht verstanden, aber wir wußten, daß sich Lucy in den besten Händen befand.

Ich atmete tief durch.

Auch Bill stand jetzt auf. Er wirkte etwas benommen, und auch an mir waren die Vorgänge nicht spurlos vorübergegangen, denn ich machte einen nachdenklichen Eindruck.

Bevor Bill mich ansprechen konnte, redete Sheila mit ihm. »Ich werde mit Lucy in dein Arbeitszimmer gehen und von dort aus ihren Eltern Bescheid geben.«

»Tu das.« Er strich über Sheilas Haar.

»Hast du die Nummer?«

»Liegt neben dem Telefon.«

»Danke.« Sheila faßt Lucys Hand. »Hast du gehört? Wir werden jetzt mit deinen Eltern telefonieren. Du kannst ihnen sagen, daß es dir gutgeht, denn sie machen sich große Sorgen um dich, daß dir etwas passieren könnte.«

»Aber ich habe ihnen doch gesagt, daß ich mich gut fühle.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Wann war das denn?« fragte ich, denn ich hatte alles mitbekommen, was sich die beiden erzählt hatten.

»Bevor ich herkam.«

»Gut«, sagte Sheila und schaute uns an, wobei sie unser Nicken sah. »Wir werden trotzdem anrufen.«

»Mummy und Dad werden sich freuen.«

»Bestimmt, Kind.«

Die beiden gingen, während Bill und ich allein zurückblieben.

»Das ist noch mal gut gegangen, John«, sagte er.

»Meinst du?«

»Klar.« Seine Sicherheit verschwand, als er mich anschaute und die Skepsis in meinem Gesicht entdeckte. »Du etwa nicht?«

»Ich bin noch nicht davon überzeugt.«

Bill lachte leise. »Natürlich, wie konnte ich das vergessen? Du denkst an das Phantom?«

»Ja.«

Der Reporter hob die Schultern. Noch immer traute er mir nicht über den Weg. »Verdammt noch mal, John, du siehst so komisch aus. Was ist denn in dich gefahren?«

»Eigentlich nichts, Bill, aber ich will dir sagen, daß dieses Phantom tatsächlich existiert. Nicht so, wie wir es kennen, als unheimliches echsenhaftes Monstrum, nein, es hat sich tatsächlich in einen Schatten verwandelt.«

»Sehr schön. Und du hast ihn gesehen, nehme ich an.« Seine Worte hatten etwas spöttisch geklungen, doch dieser Spott verging sehr bald, als er meine Antwort hörte.

»Ich habe den Schatten tatsächlich gesehen.«

»Nein, wann denn?«

»Als ich auf der Terrasse stand. Kurz bevor die beiden Lucys erschienen. Er ist über das Hausdach hinweggehuscht, und ich denke nicht, daß ich mich geirrt habe, obwohl es dunkel war. Das Phantom existiert noch immer. Lucy hat es sich nicht eingebildet. Davon müssen wir einfach ausgehen.«

Bill blies die Luft aus. »Das ist ein Ding«, murmelte er. »Und jetzt haben wir den Schwarzen Peter.«

»Es sieht so aus. Wir müssen uns um Lucy kümmern. Die Beschützerin hat ihre Pflicht getan und sie aus der Unsicherheit ihres Elternhauses in die relative Sicherheit hier bei euch geschafft. Wie es allerdings weitergeht, weiß ich nicht.«

»Ja, ja«, murmelte er, »das wird ein Problem. Wenn du den Schatten draußen gesehen hast, sollten wir dort mal nachschauen.«

»Vorausgesetzt, er hat es noch nicht geschafft, das Haus zu erreichen.«

»Rechnest du damit auch?«

»Ja, mit allem.«

Bill ging einige Schritte zur Seite. Er blieb vor dem breiten Fenster stehen, um in den Garten schauen zu können. Er suchte ihn ab. Zu sehen war nichts. Kein Schatten durchwehte den Lichtschein oder die vorweihnachtliche Atmosphäre. Friedlicher als dieser Garten konnte keiner sein, das mußten wir beide zugeben.

Er drehte sich wieder um. »Wir müssen was tun, John, das steht fest. Wir dürfen die Kleine nicht aus den Augen lassen. Noch einmal wird sich der Schatten nicht vertreiben lassen. Ich rechne sogar damit, daß er wieder zu Kräften gekommen ist.«

»Wir warten.«

»Mehr nicht.«

Ich lächelte. »Doch, wir werden noch etwas tun.« Bei diesen Worten hatte ich mein Kreuz aus der Tasche gezogen. »Ich werde es Lucy umhängen. Das ist ihr Schutz.«

Bill war einverstanden. Dann sagte er: »Ich mache mehr als zehn Kreuzzeichen, wenn wir diesen Fall überstanden haben, das kannst du mir glauben. Nie hätte ich gedacht, daß es so etwas gibt. Eine Seele, die plötzlich als Schutzpatronin auftritt.«

»Wir müssen es akzeptieren, Bill!«

Er hob nur die Schultern.

***

Lucy Tarlington saß auf Bills Schreibtischstuhl mit der hohen Lehne und sah darauf sehr klein und hilfsbedürftig aus. Sheila hatte die Nummer in Lianfair gewählt, nicht viele Worte gemacht und den Hörer sofort weiter gereicht.

Das Mädchen sprach mit Mutter und Vater zugleich, die sich

wahnsinnig darüber freuten, daß die Stimme ihrer Tochter wieder normal klang, und daß es ihnen überhaupt möglich war, mit Lucy zu sprechen.

Aber es war noch nicht beendet. Das wußte auch Sheila. Es gab dieses Vampir-Phantom, dessen Existenz wie eine unsichtbare Drohung über allem schwebte.

Nur hatte sie es noch nicht gesehen. Sie ließ Lucy reden, während sie nahe eines Bücherregals stand und von dieser Stelle aus das Zimmer im Auge behalten konnte.

Es tat sich nichts.

Es war ruhig, bis auf Lucys Stimme. Trotzdem fühlte sich Sheila nicht gut. Diese Ruhe gefiel ihr nicht. Sie kam ihr abwartend und bedrohlich zugleich vor, denn sie dachte auch daran, daß sich irgendwo im Hintergrund, den sie nicht einsehen konnte, weil er im Unsichtbaren verborgen lag, etwas zusammenbraute, das für alle noch höllisch gefährlich werden konnte.

Immer wenn sie daran dachte, floß ein kalter Schauer über ihre Haut, als wollte er die winterliche Kälte von draußen her auch in ihr Innerstes bringen.

Nach einer Weile verließ Sheila ihren Platz und trat ans Fenster.

Sie dachte darüber nach, ob sie das Rollo vorziehen sollte. Es hätte nichts gebracht. Der Schatten schaffte es auch, durch die geschlossenen Fenster oder Wände zu kriechen, und deshalb ließ sie es bleiben, schaute aber nach draußen in den Garten.

Der Rotwein hatte in ihrem Mund einen trockenen und auch unangenehmen Geschmack hinterlassen. Sie hätte ihn gern mit Saft oder Wasser weggespült, aber sie traute sich nicht, in die Küche zu gehen und das Kind allein zu lassen. Es war wichtig, daß Bill und John kamen. Zu dritt konnte Lucy besser geschützt werden.

Der Garten lag still jenseits der Scheibe, eingehüllt in das dunkle Tuch der Dunkelheit. Nur an gewissen Stellen von den Lichtern der Lampen und Scheinwerfer durchschnitten. Von letzteren steckten einige in der Erde. Sie schickten ihr Licht in die Höhe oder in schrägen Winkeln durch den Garten.

Hinzu kam die vorweihnachtliche Beleuchtung, die an den Bäumen ihre Plätze gefunden hatten und der Umgebung einen schon leicht festlichen Glanz gaben.

Alles war so normal. Ein Fremder hätte darüber gelacht, hätte er je erfahren, um was es hier ging.

Sheila lachte nicht, sie lächelte nicht mal. Ihr war danach wirklich nicht zumute.

Etwas war da.

Sie riß die Augen weit auf. Obwohl sie sich vorgenommen hatte, wachsam zu sein, drang dieses Etwas trotzdem durch die Scheibe, und

plötzlich war es finster um sie herum. Sheila riß den Mund auf, sie wollte atmen und hatte den Eindruck, dickes Blut zu trinken.

Sie schwankte. Die Augen hielt sie geöffnet, aber um sie herum war nur die Dunkelheit und die eisige Kälte einer fürchterlich grausamen Welt zu spüren.

Es gelang ihr nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Sie stolperte, sank in die Knie und wäre hart aufgeschlagen, hätte sie sich nicht an der Fensterbank abstützen können.

Dann lag sie auf dem Boden.

Wehrlos…

Das aber interessierte den eingedrungenen Schatten nicht. Lautlos stieg er wie eine Wolke in die Höhe. Schwarz, schwärzer ging es nicht mehr, aber er nahm, als er sich dicht über dem Boden befand, bereits andere Konturen an.

Aus dem Klumpen formte sich eine Gestalt. Noch immer dicht am Fenster bildete sich eine vogelhafte, sehr große Gestalt mit gewaltigen Schwingen.

Sie bewegte diese Schwingen, sie stieß auch gegen einen Stuhl, streifte am Regal entlang, aber nichts war zu hören. Dreidimensionale Gegenstände waren für das Blut-Phantom nicht existent, da es selbst nicht mit diesen Maßen zu erfassen war. Es glitt einfach durch die Materie hindurch auf das eigentliche Ziel zu.

Das war Lucy!

Sie hatte von all dem nichts mitbekommen. Noch immer saß sie in dem für sie zu großen Sessel. Sie hielt den Hörer am Ohr, redete mit den Eltern, die alles genau wissen wollten, und Lucy, deren Füße den Boden nicht erreichten, schaukelte mit den Beinen hin und her.

»Gut, Mummy, ich rufe dann vielleicht noch mal an. Ich muß erst noch warten.«

»Wir holen dich auch ab, Kind.«

»Ha, gern – bye…«

Sie legte auf, wollte sich strecken, weil ihr schon der linke Arm wehtat, in dessen Hand sie den Hörer so lange und auch so verkrampft gehalten hatte, dann schaute sie nach vorn.

Sie sah das Fenster nicht.

Sie sah Sheila Conolly nicht.

Sie sah auch kein Regal.

Sie starrte nur in die pechschwarze Finsternis und wußte, daß der Alptraum zurückgekehrt war…

***

Nein, nein, wollte sie schreien und gleichzeitig um Hilfe rufen, aber die böse Erscheinung hatte sie so sehr geschockt, daß sie nicht in der Lage war, auch nur einen Ton hervorzubringen. Sie kam sich auch

nicht mehr vor wie ein Mensch, sondern wie ein angststarres Bündel.

Der Schatten kam näher. Für Lucy war er wie eine finstere Welle, die halbhoch über dem Fußboden schwebte und alles verschluckte, was in ihre Nähe geriet.

Wo der Schatten hinglitt, verschwanden die normalen Gegenstände. Er machte sie unsichtbar, er deckte sie ab, auch jetzt die hintere Breitseite des Schreibtischs, so daß sie sich Sekunden später schon in der Griffweite eines erwachsenen Menschen befand.

Lucys Arme waren zu kurz. Sie hätte den Schatten auch nicht anfassen wollen, aber sie konnte sich auch nicht wehren. Es war wie in der vergangenen Nacht in ihrem schrecklichen Traum, nur erlebte sie den Angriff hier viel intensiver.

Der Schatten huschte weiter. Er verschlang den Schreibtisch. Er fraß ihn regelrecht auf. Lucy drückte sich so weit wie möglich zurück und preßte ihren Rücken gegen die Lehne, deren weiches Leder nachgab, ihr aber auch die Chance zur Flucht nahm.

Sie bewegte ihren Mund. Die Worte der Angst hatte sie nur in Gedanken formuliert, aussprechen konnte sie die Hilferufe nicht.

Der Schatten nähert sich. Breit und irgendwie flach. Kein großer Klumpen mehr. Er floß beinahe wie Wasser über den Schreibtisch hinweg und auf das Kind zu.

Lucy streckte in ihrer Panik die Arme aus. Sie atmete nicht mehr normal, sie hechelte jetzt. Die Angst war übergroß. Sie hatte schon die Stärke der vergangenen Nacht erreicht. Da aber hatte Lucy schreien und ihre Eltern alarmieren können; in dieser fremden Umgebung war es ihr nicht möglich.

Der Schatten war da.

Er hob sich vom Schreibtisch weg, und im nächsten Augenblick wurde Lucy von ihm umschlungen wie von einem Tuch, das in der Kälte gehangen und diese nun mitgebracht hatte.

Weit hatte das Kind den Mund aufgerissen, es wollte zumindest atmen, aber auch das wurde ihr genommen.

Der Schatten fraß sie. Er war überall an und in ihrem Körper. Es gab für diese amorphe Gestalt kein Hindernis, aber tief in ihrem Innern und von außen nicht sichtbar, da bildete sich etwas hervor, das sich dem Hals des Opfers näherte.

Schon einmal hatte Lucy den Angriff der beiden bösen Zähne erlebt. Diesmal würde sie sich nicht lösen können, da war der Schatten stärker, auch wen Lucy um sich trat.

Sie hörte Stimmen in ihrem Kopf. Zwei waren es, und sie redeten durcheinander. Eine böse, tiefe Stimme, vielleicht die des Schattens und eine andere, die hoch und sogar noch kindlich klang.

»Du darfst nicht sterben, Lucy, du darfst es nicht!« Das war ihre Freundin und…

Alles war weg. Wie fortgeblasen. Und an ihrer linken Halsseite spürte Lucy den Druck der beiden Hauer…

***

Es war schon das Gefühl, das mich plötzlich vorantrieb. Ich dachte daran, daß wir uns zu lange im Wohnraum aufgehalten hatten. Es war nicht gut, daß Sheila und Lucy allein blieben. Ich eilte auf das Arbeitszimmer zu, und mein Magen verkrampfte sich, weil ich weder die eine noch die andere Stimme hörte.

Es war still, beunruhigend still. Hinter mir hörte ich Bill, auch er ging schneller.

Ich war als erster an der Tür, riß sie auf und sah das Ungeheuerliche, bevor ich das Zimmer überhaupt betreten hatte…

***

In diesem Augenblick hatte ich keine Schrecksekunde. Mir schoß nur durch den Kopf, daß ich zu spät gekommen war. Lucy mußte sich noch im Raum aufhalten, obwohl ich weder sie noch Sheila sah.

Wahrscheinlich waren beide unter dem schwarzen Schatten des Vampir-Phantoms vergraben, etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen.

Ich eilte zum Schreibtisch. Das Kreuz hielt ich in der Hand, und ich wußte auch, daß ich zu spät gekommen war, um es dem Mädchen um den Hals zu hängen.

Dafür warf ich mich in den mächtigen Schatten hinein, als wollte ein Schwimmer ins Wasser tauchen. Selbst der Schreibtischstuhl war von der Dunkelheit verschluckt worden, denn ich spürte, wie die Rückseite der Lehne gegen meine Brust drückte, ich dann nach links abrutschte, aber das war mir egal. Ich befand mich im Zentrum des Phantoms, hatte das Kreuz, und die normale Welt war für mich weit zurückgeblieben. Ich bekam die neue sehr deutlich zu spüren. Diese andere Kälte. Diese Finsternis, deren Ausläufer wie Schmiere an meinem Körper entlangglitt.

Das Kind sah ich nicht. Ich spürte es nur. Meine linke Hand tastete über den Körper hinweg. Ich fühlte die Beine, den Oberkörper, auch den Arm, dann die Schulter, den Hals…

Das war es!

Urplötzlich war meine Hand in etwas hineingegriffen. Es fühlte sich widerlich weich, feucht und schmierig an. Hier hatte sich etwas Böses konzentriert, hier mußte ein Kopf oder ein Gesicht entstanden sein, und ich drückte meine Finger zusammen, als wollte ich es auspressen wie einen nassen Schwamm.

Es zuckte in meiner Hand. Etwas Spitzes streifte parallel über meinen Handrücken hinweg, und mir schoß durch den Kopf, daß es nur Vampirzähne sein konnten.

»Nein«, keuchte ich. »Du nicht!«
Und dann rief ich die Formel. »Terra pestem teneto – salus hic maneto!«
Das Kreuz ließ mich nicht im Stich. Sein Licht strahlte auf und bekämpfte die Finsternis…

***

Ich war das helle, das strahlende, das einmalige Licht des Kreuzes gewohnt, das nach der Aktivierung ausstrahlte, aber die Finsternis war so dicht, daß selbst das Kreuz oder sein Licht verhältnismäßig blaß blieb. Für mich war sie eine zähe Masse, die über ein gewisses Gebiet gesiegt hatte, sich jetzt mit letzter Kraft festklammerte, um nicht vertrieben zu werden.
Sie kämpfte, doch es reichte nicht, denn die Macht des Kreuzes war einfach zu groß.
Das Licht riß Bahnen in die Finsternis. Fetzen entstanden. Zappelnde Wesen oder auch Tücher, die er faßte und zur Seite gerissen wurden. Sie lösten sich irgendwo auf, und der Klumpen in meiner linken Hand ließ sich immer mehr zusammendrücken, bis ich ihn nicht mehr spürte. Er war auch nicht zu einer Kugel geworden, denn die Kraft meines Kreuzes hatte ihn zerstört.
Vor meinen Augen wischten die Reste des Vampir-Phantoms vorbei, das es nicht mehr geschafft hatte, sich so zu stabilisieren, um eine tödliche Gefahr zu werden.
Im Entstehen und bevor es sich mit Blut vollsaugen konnte, hatte ich es erwischt, und es tat mir verdammt gut, als ich Lucy Tarlington sah, deren Körper sich allmählich aus der jetzt grauen Finsternis hervorschälte. Sie saß in Bills Sessel und war dabei weit nach hinten gerutscht, als hätte sie sich im Futter der Lehne verstecken wollen.
Ich stand schräg vor ihr, stemmte dann mein rechtes Knie auf die Sitzfläche und berührte ihr Gesicht.
Meine Hand zuckte. Die Haut fühlte sich kalt an. Für einem Moment überkamen mich schreckliche Befürchtungen, die jedoch ebenso schlagartig wieder verschwanden, denn Lucy öffnete die Augen und schaute sich verwirrt um.
»Hallo, Kleines«, flüsterte ich.
Lucy zitterte.
»Kennst du mich nicht mehr?«
Das Mädchen schwieg.
Im Hintergrund sprachen Sheila und Bill. Sheilas Stimme klang aufgeregt, aber ich mußte mich um das Kind kümmern, legte einen Arm um seinen Körper und nahm es hoch.
Ich trug es aus dem Sessel, seine Arme umklammerten mich, und ich hörte den Atem dicht an meinem linken Arm. Das beruhigte mich. Mit

Lucy auf dem Arm drehte ich mich um.

Sheila und Bill standen dicht beisammen. Sie schauten zu uns hin.

Sheila war ein wenig verwirrt. Sie schüttelte den Kopf und hatte ihre Hände gegen den Magen gedrückt, als wäre ihr übel geworden.

Wahrscheinlich war auch sie von diesem unheimlichen Eindringling erwischt worden, aber sie hatte es ebenso überstanden wie Lucy, die darum bat, vom Arm gelassen zu werden.

Ich stellte sie auf die Füße und blieb selbst in der Hocke, um sie anschauen zu können. In derartigen Situationen fragte man immer, ob alles in Ordnung war.

Lucy nickte. »Ja – Es war so dunkel und kalt.«

»Das ist vorbei – zum Glück.«

Sie lächelte verlegen. »Ich habe so große Angst gehabt wie in der Nacht.«

»Das kann ich mir denken. Hast du auch etwas an deinem Hals gespürt?«

»Ähm – wie meinst du?«

»Darf ich ihn mir mal anschauen?«

»Ja, bitte.«

Es waren keine neuen Einstiche zu entdecken. Die alten zeichneten sich noch ab, und sie hatten sich leicht entzündet.

»Er hat nicht zugebissen«, sagte Lucy. »Aber beinahe hätte er es getan, Mr. Sinclair.«

Ich streichelte über ihr Haar und auch über ihren Kopf. »Er wird dich nie wieder beißen, Lucy, das verspreche ich dir. So, und jetzt werden wir noch einmal deine Eltern anrufen und ihnen erklären, daß wirklich alles vorbei ist.«

»Ja, darf ich das?«

»Zuerst du.« Ich schaute zu den Conollys hin.

Sheila wußte, was ich fragen wollte, und sie kam mir mit der Antwort zuvor. »Ich habe Glück gehabt, John, der Kelch des Bösen ist soeben an mir vorbeigeglitten. Das Phantom hatte mich zwar gewollt, aber zuerst hat es sich für Lucy interessiert. Mein Glück.«

»Und sein Pech«, sagte Bill. »Ich glaube, darauf können wir alle zusammen noch einen vorweihnachtlichen Schluck nehmen. Einverstanden?«

Sheila und ich hatten nichts dagegen, und Lucy Tarlington war endlich wieder ein normales und glückliches Kind, das bei seinen Eltern für eine vorweihnachtliche Bescherung sorgte, als es ihnen erklärte, wie gut es ihm jetzt ging…

ENDE